

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

19

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

19

Oktober 1991

Vreni Haas: Zur Einleitung 3 ■ Norbert Haas: Stille Tage in Kassel Impromptu über die Zeit der Psychoanalyse 7 ■ Theo Roos: Threw it all away 19 ■ Samuel Weber: Überlegungen zum *Balkon* 22 ■ Dieter Hombach: Zur Logik selbstorganisierter Systeme Zweiter Teil 27 ■ Horst Wittenbecher: Zu den beiden deutschsprachigen Ausgaben von Freuds *Entwurf einer Psychologie* 53

ABBILDUNGEN: Umschlag, Seite 6 und Seite 72 aus: Rolf Tietgens: Der Hafen. Hamburg: Verlag Heinrich Ellermann 1939.

Herausgegeben von Norbert Haas und Vreni Haas

Gesamtherstellung: Rohr Druck GmbH, Kaiserslautern

Printed in Germany

ISSN 0344-8274

© 1991 Verlag DER WUNDERBLOCK

Konstanzer Straße 11, D 1000 Berlin 31

Alle Rechte vorbehalten

332

Nachdruck mit Genehmigung des Verlags

Diese Zeilen konnte ich erst schreiben, nachdem alle Beiträge der Redaktion vorlagen. Das neunzehnte Heft des WUNDERBLOCK erscheint zwei Jahre nach Nummer 18. Alle Leser, alle Bibliotheken und Buchhandlungen, die nach dem nächsten Heft gefragt haben in dieser Zeit, bittet die Redaktion, zu akzeptieren, daß jedes Heft, daß jeder Autor *ihre* Zeit brauchen und der WUNDERBLOCK deshalb unregelmäßig erscheint.

Die Zeit der Psychoanalyse, darüber Norbert Haas in seinem Beitrag, ist nicht mit der Normaluhr zu messen. Vielleicht ist die Zeitspanne, in der Platz für Freuds Entdeckung ist, nur (noch) kurz bemessen. Ich denke dabei weniger an die bedrohlichen Manipulationen der Gentechnologie, darüber stellt bereits die Universität ihre kritischen Reflexionen an, sondern daran, daß wir seit dem 26. April 1991 im fünften Jahr nach Tschernobyl stehen. Die Ausmaße der Katastrophe werden langsam allgemein bekannt und dokumentiert. Allgemein bekannt wird auch und dokumentiert, wie wenig seither *alle* unternommen haben zur Linderung der Not des Lebens, die entstanden ist, und zur Verhinderung eines weiteren atomaren Unfalls, von atomaren Kriegen ganz zu schweigen. Die Zeit der Psychoanalyse vor und nach Tschernobyl? Was in der Psychoanalyse dazu geschrieben wurde? Man lese von Lacan *L'aggressivité en psychanalyse*, leider nur zum Teil auf deutsch (*Wunderblock*, Berlin 1984, H. 11/12, 72 ff.), sonst in den *Écrits* (Paris: Seuil 1966, 103 ff.). Mit diesem Davor und Danach muß sich jeder auseinandersetzen. Wie lese ich meinen Kindern den Schluß von Astrid Lindgrens wunderbarem Buch *Kati in Paris* (1954 deutsch bei Oetinger in Hamburg erschienen, 163 f.) vor? Kati zu ihrem kleinen Sohn:

„Hast du Angst, das Leben zu beginnen? Du weißt nicht, was dich erwartet? Soll ich es dir erzählen?“

Hier gibt es so viel Merkwürdiges. Warte nur, dann wirst du es sehen. Es gibt blühende Apfelbäume und kleine, stille Seen und große, weite Meere und Sterne in der Nacht und blaue Frühlingsabende und Wälder – ist es nicht schön, daß es Wälder gibt? Manchmal liegt Rauhreif auf den Bäumen, manchmal scheint der Mond, und im Sommer liegt Tau im Grase, wenn man erwacht. Dann kannst du auf deinen kleinen, nackten Füßen dort gehen. Du kannst auf schmalen, einsamen Skispuren in den Wald hineingleiten ... wenn es Winter ist natürlich. Die Sonne wirst du lieben, sie wärmt und leuchtet, und das Wasser im Meer ist kühl und lieblich, wenn du badest. Es gibt Märchen in der Welt und Lieder. Es gibt Bücher und Menschen, und einige von ihnen werden deine Freunde. Es gibt Blumen, sie sind gar nicht nützlich, sondern nur, nur schön. Ist das nicht wunderbar und herrlich? Und auf der ganzen Erde gibt es Wälder und Seen und Berge und Flüsse und Städte, die du nie gesehen hast, aber vielleicht eines Tages sehen wirst. Deshalb sage ich dir, mein Sohn, daß die Erde ein guter Ort ist, um dort zu leben, und daß das Leben ein Geschenk ist. Glaub nie denen, die etwas anderes zu sagen versuchen. Gewiß, das Leben kann auch schwer sein, das will ich dir nicht verhehlen. Du wirst Kummer haben, du wirst weinen. Es kommen vielleicht Stunden, da du den Wunsch hast, nicht mehr zu leben. Oh, du kannst nie verstehen, was für ein Gefühl es für mich ist, dies zu wissen. Ich könnte mein Herzblut für dich geben, aber ich kann nicht eine einzige von den Sorgen wegnehmen, die dich erwarten. Und doch sage ich dir, mein liebes Kind: Die Erde ist die Heimat der Menschen, und sie ist eine wunderbare Heimat. Möge das Leben nie so hart gegen dich sein, daß du es nicht verstehst. Gott schütze dich, mein Sohn!“

Jetzt, 1991, fünf Jahre nach Tschernobyl, nachdem ich mit ihnen am 27. April abends im Fernsehen die Berichte von Kindern aus Tschernobyl und Priad gesehen habe, die davon sprachen, wie gerne sie dorthin zurückkehren möchten, wo es vorher so schön war: ihr Haus, der Spielplatz, das Karussell, die Eltern. Sie sind krank, im Krankenhaus, und man hat ihnen gesagt, daß eine Rückkehr unmöglich ist, danach. Zur Angst dieser Kinder, zur Not ihres Lebens muß die Psychoanalyse sich stellen. Es mit den Phasentheorien von Freuds Schülern, von der Infantilität zur Genitalität, wie es immer noch gemacht wird, abzutun, die Kinder zu infantilisieren, nur die Erwachsenen für „voll“ zu nehmen, das geht, will man kein Lump sein (um mit Freud zu sprechen), nicht mehr.

Zum zehnten Todestag Lacans will der WUNDERBLOCK nichts schreiben, wie er auch 1989 nichts zum fünfzigsten Todestag von Freud „bringen“ wollte. Ein Mehr an Texten anlässlich dieser Daten hat's nicht gegeben. Daß „erst wenige deutsche Ausgaben“ Lacans vorliegen, wie der Riss in seiner Nummer 16 vom Februar 1991 beklagt, trifft vielleicht auf die deutschsprachige Ausgabe der *Seminare* zu, auf die der *Schriften* nicht. Die Auseinandersetzung mit den „zuständigen Personen in Paris, die anscheinend genau wissen, was den deutschsprachigen Lesern zumutbar ist“ (*Riss, Zeitschrift für Psychoanalyse*, Zürich 1991, 3), wünsche ich mir schärfer und direkt an die Adresse dieser „zuständigen Personen“. Was ist

los mit Psychoanalytikern, die sich den Kopf von andern Psychoanalytikern zerbrechen? Was ist los mit Psychoanalytikern, die dies Verfahren über Jahre hinweg mit sich machen lassen? Ich möchte unserem Freund Horst Wittenbecher danken für seine sorgfältige jahrelange Lektüre des *Entwurfs* in seinen verschiedenen Ausgaben, die Folge einer Edititonspolitik sind, die über Jahre, über den fünfzigsten Todestag hinaus, gemeint hat, uns Freud in Häppchen, zurechtgemacht für unser von ihr vorausgesetztes Verständnis, vorzusetzen. Fünfzig Jahre der Infantilisierung müßten reichen. Der Unfug der Phasentheorie zeigt sich hier einmal mehr deutlich.

Zu Dieter Hombachs Text gilt das von Norbert Haas in Heft 18 Gesagte. Es erscheint Teil 2 der Begegnung Hegel – Lacan und Gödels. Heft 20 wird den dritten Teil bringen.

Bob Dylans fünfzigster Geburtstag war am 24. Mai. Beim Hören seiner Lieder habe ich an diesem WUNDERBLOCK gearbeitet. In Verehrung und Bewunderung. Dank an Theo Roos für seinen Beitrag und seine Musik: *Sign Language*, Bob Dylans schönes Gedicht, zitiere ich zum Schluß:

You speak to me / In sign language / As I'm eating a sandwich /
In a small cafe / At a quarter to three / But I can't respond /
To your sign language. / You're taking advantage, / Bringing me down. /
Can't you make any sound?

'Twas there by the bakery / Surrounded by fakery / Tell her my story /
Still I'm still there. / Does she know I still care?

Link Wray was playin' / On a jukebox I was payin' /
For the words I was sayin' / So misunderstood / He didn't do me no good.

You speak to me / In sign language / As I'm eating a sandwich /
In a small cafe / At a quarter to three / But I can't respond /
To your sign language. / You're taking advantage, / Bringing me down. /
Can't you make any sound?

V. H.



STILLE TAGE IN KASSEL – IMPROMPTU ÜBER DIE ZEIT DER PSYCHOANALYSE

Norbert Haas

Teile II – IV leicht gekürzt vorgetragen, Teil I weggelassen am Symposion *Zeit-Zeichen*, das U. Sonnemann, G. Chr. Tholen und M. Scholl vom 29. 6. – 2. 7. 1989 an der Gesamthochschule Kassel veranstaltet haben.

für Wolfgang Niedecken

I

Es ist bemerkenswert, wie hartnäckig, unbeirrt durch die Texte, im Zusammenhang mit der Psychoanalyse Freuds der Vorwurf des Szientismus erhoben wird. Gibt es einen Grund für diesen Verdacht, der auf die naturwissenschaftliche Orientierung Freuds fällt und als dessen Momente, einzeln oder vermischt, sein Biologismus, sein Mechanismus, sein Formalismus, sein Denken in Modellen räumlicher Ausdehnung genannt werden? Was für ein Wurm hat die Interpreten befallen, wenn bereits eine einzige fehlerhafte und platte „Lektüre“ einiger Freudscher Schriften, Habermas' absonderliches „Aus Es soll Ich werden“, dem Verdacht so reichlich Nahrung zu geben vermag, daß ein massives Urteilen bei vielen die Aufmerksamkeit für eine Forschungshaltung trübt, ja sogar verhindert? Viele, die sich mit Psychoanalyse beschäftigen, sind durch die Schule dieser Ab- und Ausgrenzungen gegangen und drehen die Leier des Szientismusverdachts.

Ich möchte hier nicht die Kritik eines Vorurteils leisten, von der immerhin zu verlangen wäre, daß sie bereit ist, dessen Subjekt so ernst zu nehmen, wie es sich selber nimmt. Das kann nicht immer gefordert sein. Es geht auch nicht so sehr um die einzelnen Wissenssubjekte als vielmehr um etwas, das mit dem Gegenstand ihres Eifers zu tun hat: ein Glauben, das die Kehrseite des Urteils ist, freilich nicht auf ein Urteilen hin aufgelöst werden kann und in seiner Wiederholung und Hartnäckigkeit Anzeichen einer Notwendigkeit ist. Daß es um Glauben geht, liegt im Falle der Psychoanalyse an der Sache selbst. An die Existenz des Unbewußten, das sowohl eine besondere Räumlichkeit (Topik) als auch einen Mechanismus (Dynamik der Verdrängung) umfaßt, glaubt man oder glaubt man

nicht. Selten freilich ist gesagt worden, daß es auch um ein Gelingen **geht**, noch seltener in Form des Eingeständnisses eines Scheiterns: „Wenn ich [. . .] überrascht gewesen bin [durch mitgeteilte Erfahrungen], dann deshalb, **weil** es mir nicht gelingt, ans Unbewußte zu glauben. Ich bin immer wieder überrascht, wenn ich den Beweis vor mir habe, daß es verschlossene und trotzdem wirksame Archive gibt, daß es einen Ort des Anderen gibt, der unsere Handlungen auf so durchtriebene und widersprüchliche Weise steuert.“¹

Innerhalb des Urteils, das die moderne Universität zusammenhält, ist für diese Entdeckung Freuds kaum Platz. In ihm geht es darum, das Unbewußte und seine sexuelle Realität auf Bekanntes zurückzuführen (Nichtbewußtes, sozial Ausgegrenztes etc.) und den Schritt Freuds ungeschehen erscheinen zu lassen. Dabei operiert das Urteil in erster Linie durch den Versuch, die Psychoanalyse in die Grenzen akademischer Disziplinen zu verweisen und damit einzubinden in die knotenhaften Verhärtungen eines Diskurses, die Wissenschaften. Wenn aus Freuds *Wo Es war, soll Ich werden* ein *Aus Es soll Ich werden* gemacht wird, geschieht eben dieses.

Solches Tun läßt sich nicht kritisch, vielleicht aber mit Hilfe einer Analyse des Diskurses fassen. Freilich bekäme man es in der Ursache der Verhärtungen, deren Sammelausdruck die Universität ist (eines der unerschütterlichsten Redegebäude, die es je gegeben hat, vergleichbar der katholischen Kirche), mit Wiederholungen zu tun.

In der Rede der Universität geht bei weitem nicht alles, aber was **in ihr** besonders gut geht, ist die Behauptung des Gegenteils. Vom Streit der Urteile zehrt die halbe Institution. Es kann also nicht überraschen, daß aus der Reduktion auf Bekanntes sich ein zweiter Verdacht ergibt, der die Umkehrung des ersten ist. Forscher und Gruppen von Forschern, vornehmlich in den Staaten, haben in den letzten Jahren das große Geschütz der „objektiv empirischen Wissenschaft“, der wissenschaftlichen Rationalität, der Tatsachen und Fakten gegen Freud in Stellung gebracht – ohne eigentlich, wie man sagen muß, damit umgehen zu können. Denn „objektiv“ und „exakt“ bleiben als Begriffe in diesem Manöver so ungeklärt wie „Szientismus“ in dem anderen. Doch sind diese Vokabeln nicht ohne Wirkung geblieben, wovon man sich, regelmäßig einmal im Jahr, in dem einflußreichen deutschen Akademikerblatt überzeugen kann, das sich recht ungeniert „Die Zeit“ nennt.²

So wird also das eine Mal der Psychoanalyse Freuds Szientismus zum Vorwurf gemacht, das andere Mal mangelnde Wissenschaft

lichkeit. Dabei blinzeln die Verfechter wissenschaftlicher Nachprüfbarkeit mit einem Auge vornehmlich auf Freuds spekulative Neigungen. Statt zu lesen. Denn daß die besondere wissenschaftliche Einstellung, die Freud in der Schule Helmholtz' und Brückes eingeübt und bei allen Wandlungen seiner Aufmerksamkeit zeit seines Lebens als eine ihm gemäße betrachtet hat, im Streit liege mit seiner Lust zum gedanklichen Experiment, läßt sich den Freudschen Schriften nicht entnehmen. Wenn es, um nur ein Beispiel zu nehmen, zu Beginn des vierten Abschnittes von *Jenseits des Lustprinzips* heißt: „Was nun folgt, ist Spekulation, oft weitausholende Spekulation, die ein jeder nach seiner besonderen Einstellung würdigen oder vernachlässigen wird. Im weiteren ein Versuch zur konsequenten Ausbeutung einer Idee, aus Neugierde, wohin dies führen wird“, dann zeigt sich im Weiterlesen, daß diese Idee im Kern ein naturwissenschaftlicher Gedanke ist, eine experimentelle Anordnung, von deren Entfaltung im Text der Autor sich Rechenschaft zu geben versucht. Es geht aber auch um eine besondere Einstellung.³

Bei ihr ist Angst im Spiel und das kann gar nicht anders sein. Denn daß es beim Unbewußten um eine Realität geht, die sexuelle Realität ist, muß Wirkungen haben, und Angst macht vor allem eine der Eigenschaften dieser Realität, die Freud in die Aussage faßt, *daß das Unbewußte sich nicht ausdrückt*. Die meisten, auch Psychoanalytiker, schaffen es, diesen Satz bei Freud nicht zu lesen. Aber die Augen zuzumachen, ist kein Mittel gegen das Unheimliche. Lacan, der manches Nichtgelesene bei Freud aufgespürt und dem Leser vor die Augen gesetzt hat, sollte dann den Versuch machen, was sich nicht ausdrückt, in den Satz zu fassen, *daß es kein Geschlechtsverhältnis* gibt, was der unheimliche Kern der geschlechtlichen Realität ist. Mit dem nämlichen Erfolg, daß es nicht gelesen wird.⁴

In dem Essay, den Ilse Grubrich-Simitis ihrer Edition von Freuds Manuskript zu den *Übertragungsneurosen* meinte anfügen zu sollen und in dem es über den „Lamarckismus“ und „Darwinismus“ hergeht, Freuds „idiosynkratischen Eigensinn“, zitiert die Autorin eine Reihe anderer Autoren, die dargetan hätten, „welche Hemmungswirkung dieses aus dem Neunzehnten Jahrhundert stammende psychobiologische Prinzip in der Freudschen Metapsychologie entfaltet, daß es beispielsweise die Entwicklung einer differenzierten, klinischen Affekttheorie erschwert hat.“⁵ Sieht die Dame aus dem zwanzigsten Jahrhundert nicht, daß es gerade die Anstrengung des

Freudschen Textes ist, einer solcherweise charakterisierten Affekttheorie – „kliniknah“, damit ist in der Regel gemeint der Umgang der Kliniker mit Wut und Angst – einen Riegel vorzuschieben? ⁶

Wer kann bei Freud und Lacan überlesen, daß allenthalben vom Affekt die Rede ist, zuallererst von dem der Angst. Gerade hier ein Fehlen festzustellen, zeugt schon von einiger Extravaganz. Problem macht, und das ist dann auch wieder verständlich, die theoretische Strenge, mit der sich Freud wie Lacan dem Thema des Affekts genähert haben. Mit ihnen ist der Affekt nicht anders zu begreifen denn als Effekt, als Affizierung durch eben die Tatsache, daß da eines ist, das nicht zum Ausdruck kommen kann, eines Ausdrucks nicht fähig ist. So zeigt die Tatsache des Affekts stets auch an, daß etwas stattfindet, das man als ein momentanes, meist partielles Kollabieren der symbolischen Aktivität, im wesentlichen der Sprache, begreifen kann. Die „Klinik“ affektiver Zustände ist dementsprechend schwierig.

II

Folgerichtig jetzt einige Anmerkungen zur *Seele*. Irgendwo bei Lacan findet sich die Behauptung, Seele, das seien die Gedanken, die ein Subjekt sich über seinen Körper macht, Seele folglich ein Name, ein Sammelname für diese Gedanken. (Bleibe, näher zu bestimmen, was Gedanken sind.) Was mag Freud bewogen haben, im letzten Satz der *Studien über Hysterie*, an exponierter Stelle also, das Wort *Seelenleben* an den Ort des Wortes *Nervensystem* zu setzen? Was macht hier Metapher?

Dieser Schluß der gemeinsam mit Josef Breuer verfaßten *Studien*, der in Form einer Antwort an einen imaginierten Gesprächspartner abgefaßt ist, einen Kranken, der Einwendungen erhebt, lautet heute: „... daß viel damit gewonnen ist, wenn es uns gelingt, Ihr hysterisches Elend in gemeines Unglück zu verwandeln. Gegen das letztere werden Sie sich mit einem wiedergenesenen Seelenleben besser zur Wehre setzen können.“ Dies der Wortlaut, genaugenommen seit 1925. Denn Freud hat, wohl anläßlich der ersten großen Ausgabe seiner *Gesammelten Schriften*, wie an anderen Texten so auch an diesem Änderungen angebracht. Wer die Hysteriestudien früher las, in der ersten Ausgabe von 1895 oder in den drei folgenden von 1909, 1916 und 1922, las nicht *Seelenleben*, sondern *Nervensystem*. Das mag keinen großen Unterschied machen für jemanden, der die Texte

Freuds einfach herunterliest (und darin auch unterstützt wird durch alle heute verfügbaren Ausgaben, mehr oder weniger). Für mich ist es aber ein Unterschied, denn Freuds Korrektur gibt dem Schluß des Buches eine andere Wendung. Freuds Gedanken über den Körper, die auch im *Entwurf einer Psychologie* niedergelegt sind, geschrieben im Erscheinungsjahr der Hysteriestudien, scheinen sich gewandelt zu haben.

Vor einiger Zeit hatte ich mich in den Untersuchungsraum eines Radiologen zu begeben und ich befand mich dort, sozusagen mit dem Überschreiten der Schwelle von einem Zimmer zu einem anderen, plötzlich inmitten einer Menge von Geräten und Apparaturen, die in Reihen nebeneinander und in mehreren Etagen übereinander aufgebaut waren. Eine Ordnung dieser technischen Einrichtungen war für mich nicht zu erkennen. Es blinkte und gab Töne von sich, Lichtpunkte eilten über grau und mattgrün schimmernde Schirme, aufleuchtende und wieder vergehende Fähnchen hinter sich herziehend. Es war auch eine Art Klicken und Tickern, womit ein fortwährender Ausstoß von Papierstreifen einherging, auf denen Zeichen waren. Auffallend war, daß diese ganze Maschinerie nicht erst in Gang kam, als ich mich in dem Zimmer installiert sah und mir eine radioaktiv markierte Flüssigkeit, wie man mir mitteilte, injiziert wurde, sondern bereits lief, als ich den Raum betrat und auch weiterlief, als ich ihn dann verlassen konnte. Es war, als wäre ich eben mal in ein bestehendes technisches Ensemble aufgenommen, ihm gleichsam angezweigt worden, das bei meinem Weggehen unverändert weiterfunktionierte. Erst im Nachhinein, jedenfalls erst nachdem ich den Ort verlassen hatte, dämmerte mir, daß das, was ich gesehen, in das ich eingetreten und in dem ich mich räumlich für eine Weile aufgehalten hatte, nicht so unbegreiflich ist, wie mir erschienen war, sondern begriffen werden konnte als Seele: als die moderne Seele. Denn was waren diese Apparaturen und Geräte und ihre Anordnung anderes als die durch technische Kunst realisierte Möglichkeit, sich Gedanken über den Körper zu machen, in diesem Fall über meinen?

Diese kleine Bemerkung ist sicher auch ein Gedanke, den ich mir über meinen Körper mache. Ich will aber nicht verschweigen, daß zumindest ein Gedanke ist, der von der beschriebenen Anordnung nicht zu messen und auszuwerten ist, denke ich, ein Gedanke, den ich hatte, als von radioaktiv markierter Substanz die Rede war. Ich spreche von dem winzigen Partikel eines Gases, von dem Anne Lise

Stern spricht ⁷, das im Körper eines jeden heute ist und über das ich nachdenke, eines Gases, mit dem, in meiner Lebenszeit, Millionen von Menschen um ihr Leben gebracht worden sind. Im Körper eines jeden, und vielleicht ist es auch in Gräsern und Dünen, in Hunden und Rentieren, ich weiß es nicht.

Genau hier ist für mich der Ort, an dem, spätestens, von der Zeit gesprochen werden muß und von der Zeit der Psychoanalyse. Denn „daß eine Struktur, die der Sprache [...] [den] Körper schneidet, eine Struktur, die nichts mit der Anatomie zu tun hat“⁸, verweist zwar auf einen identischen, mit sich selbst gleichen Vorgang, der mit Zeit nichts zu tun zu haben scheint (Struktur). Jedoch schon eine weitere Bestimmung, daß „eine Sprache unter anderen [Sprachen] nichts anderes ist als das Integral der Äquivoke, das ihre Geschichte in ihr hat fortbestehen lassen“⁹, verbietet es, die Struktur der Sprache ohne Zeit zu denken. Zumindest nicht ohne die Zeit einer aufgeklärten, ich sage lieber: gewitzten Linguistik. Und diese wird, wenn es sich um *meinen Körper* handelt, der von der Struktur geschnitten wird, nicht anders sich *begreifen können denn als Linguisterie*. In der Tat ist mein Körper – das will ich als Bemerkung meiner kleinen Fabel vom Ort des Radiologen hinterher schicken nicht allein mit einer strahlenden Substanz versehen worden, er verspürte deutlich auch jene besondere Erregung, die wir Psychoanalytiker als Hysterisierung begreifen.

Zwischen Linguistern und Radiologen gibt es freilich Unterschiede (obwohl meiner schon bei der winzigen Abnormität, die ich zu bieten hatte, ins Schwärmen geriet, wie mir schien). Ich halte es für möglich, daß man denkt, man mache sich Gedanken über den Körper ohne Rücksicht auf Zeit, daß man denken kann, daß die Tätigkeit, die wir, immer noch, Seele nennen, daß die Seele heute ohne Zeit sei. Doch es ist ein Fremdkörper im Körper, eine heute durch ein Gas oder durch Radioaktivität gezeichnete Stelle, die, so geheim, so eingekapselt sie in meinem Körper sein mag, notwendig Zeit ins Spiel bringt.

Vor einigen Jahren habe ich einen der Redakteure der *Psyche*, deren Art der Vergangenheitsbewältigung ich angegriffen hatte, angesprochen, um ihm zu sagen, daß die Mehrzahl derer, die bei mir ihre Analyse machen, von dem Mord an Juden, Homosexuellen, Zigeunern und vielen anderen sprechen, auch wenn ihre Lebenszeit nicht in die Zeit des Nationalsozialismus zurückreicht. Das schien den Redakteur zu irritieren, denn er antwortete mit einem Hinweis

auf Schülerbefragungen, die doch ergeben hätten, daß nichts bekannt sei von diesem grauenhaften Erbe unserer Zeit. Ich frage mich, was die Rede von Analysanten mit Schülerbefragungen zu tun hat. Vielleicht sollte ich begreifen, daß es Leute gibt, für die Unbewußtes und Nichtwissen dasselbe ist und Psychoanalyse und Publikumsbefragung in denselben Topf gehören.

Dagegen ist darauf zu bestehen, daß die Tatsache, daß in fast jeder Psychoanalyse die Rede auf Auschwitz kommt, Ernst genommen werde. Wenn irgendwo dann hier ist der Einbruch von Zeit in die Psychoanalyse.

III

Erzählen Sie mir nichts, heißt es, und das soll dann heißen, man solle zur Sache kommen, gleich und ohne abzuschweifen.

Seit vielen Jahren liest, wer sich Berlin auf der Autobahn nähert, unmittelbar bevor er auf den Berliner Ring gelangt, das Wort *Abzweig*. Ich nehme an, dieses Wort hat zu dem Zeitpunkt, als es auftauchte, nicht nur mich gestört. Mittlerweile bin ich so oft an dem Wort vorbeigekommen, daß ich mich nicht nur an es gewöhnt habe, sondern es für das gegebene halte. Das Wort *Abzweigung* im Zusammenhang mit Autobahn beginnt fremd in meinen Ohren zu klingen. (*Verzweigung*, wie man in der Schweiz lesen kann, finde ich eher lustig.)

Wie ich *Abzweig* sage, könnte ich auch *Anzweig* sagen oder Umschweif – also etwa: Kommen Sie zur Sache, gleich und ohne Umschweif –, es dauerte eine Zeit, und niemand würde sich mehr daran stoßen. Vielleicht hätte ich Erfolg wie mit anderen Wörtern, die ich in Umlauf gebracht habe, *Begehren* zum Beispiel (durchschlagend, vor zwanzig Jahren mochte es befremden, heute verwenden es viele) oder *Schrieb* (das noch auf seine Kanonisierung wartet).

Wenn ich in Berlin mit der S-Bahn in Richtung Wannsee fahre, liegt auf dem Weg dorthin die Station *Grunewald*, und immer, wenn der Zug dort hält und dann über wüstes Land weiterfährt, geht mir durch den Kopf, wer unter den Fahrgästen denkt jetzt an das, wofür dieser Name vor nicht so langer Zeit gestanden hat. Wenn es bei mir in der Xantenerstraße sehr früh am Morgen klingelt, ist es mir schon geschehen, daß ich denke, es wird jemand abgeholt. Ich wohne in einem Haus, in dem einundzwanzig Wohnungen sind. In einer Publikation des Kunstamtes Wilmersdorf¹⁰ findet man eine

„Wohnungsliste“, in der die jüdischen Bewohner des Bezirks von ehemals, Straße für Straße, Haus für Haus, verzeichnet sind. Diese Liste, die unvollständig ist, zählt für das Haus, in dem ich wohne, neun jüdische Namen auf.

Wenn ich auf den Berliner Ring komme, habe ich auch, nicht immer, aber in der letzten Zeit häufiger, die Vorstellung, daß das, was innerhalb dieses Ringes liegt, daß also Berlin eine Holographie sei und der Ring eine Kreisbahn, auf der in lückenloser Anordnung Projektionsgeräte sich befänden, Wind und Wettermaschinen, Batterien von Geräten zur Erzeugung unterschiedlicher Geräusche, Lichtverhältnisse, Temperaturen etc., eine technische Großanordnung also, der die Echtheit des Eindrucks, daß ich jetzt in diese große Stadt fahre, zu verdanken ist. Ist Berlin eine Holographie?

Es ist denkbar, aber es ergeben sich einige Schwierigkeiten. Wo beispielsweise ist der Rand dieses Gebildes? Ist der Berliner Ring als Rand drinnen oder draußen, oder: Wie gelange ich auf den Ring und wie komme ich vom Ring herunter? Eine wesentliche Erschwernis, für mich, ist aber, daß ich, wenn ich in der Stadt angekommen bin (dahingestellt, wie), dort Kundschaft habe, Kunden, die Tag für Tag kommen, *um zu mir von sich zu sprechen*. Es wäre zwar für das, was sie sprechen, auf die Unterscheidung von echt und unecht gut zu verzichten, auch erweist sich Tag für Tag, wie untauglich die einfache Unterscheidung von real und phantasiert in der Psychoanalyse ist. Gleichwohl spricht meine Kundschaft und zeugt von der realen Zeit der Psychoanalyse.

IV

In einem Roman des holländischen Schriftstellers Harry Mulisch, dem wir ein erschütterndes Buch über den Jerusalemer Eichmann-Prozeß verdanken, erwägt der Held, der sich in Berlin aufhält, in den Grunewald oder zum Wannsee zu fahren. Ich weiß nicht, ob es dem Autor oder seiner Übersetzerin ins Deutsche zuzuschreiben ist, aber genau an diesem Ort unterläuft, in einem im übrigen genauen Text, ein „Fehler“, ein scheinbar winziger Irrtum in den Realien, wie man das nennt, die Örtlichkeit und die Wörter betreffend. Der Held denkt sich, nicht mit der S-, sondern mit der U Bahn zu fahren.

Es kann bisweilen sehr spannend sein, zu erfahren, wie eine Metapher – und um den metaphorischen Mechanismus der Substitution

geht es hier – sich in einem besonderen Fall produziert. Nur können wir es hier nicht wissen, wir wissen nicht, ob in einem Fall wie diesem eine harmlose S-Bahn sich beispielsweise mit einer SS Bahn assoziiert und das Subjekt des Geschehens, Autor oder Übersetzerin, nötigt, sich und auch uns ein U für ein S vorzumachen. Was wir beobachten können, ist, was im Text vor sich geht und mit Sicherheit wirken in ihm Örtlichkeiten und Wörter, affizieren ihn und lassen in ihm eine kleine Unordnung entstehen, ein Unheimliches.

Ich will mich jetzt nicht auf die Spur *dieses* Unheimlichen machen. Es muß genügen, zu bemerken, daß der Held des Romans Uli Bowmeister heißt, und daß die Bahn vom S zum U entgleist im Zusammenhang von Homosexualität: „Uli merkt, daß er sich mit etwas beschäftigt, das mit Konzentrationslager bestraft wird, es ist fast so schlimm, wie Jude oder Kommunist zu sein – und das im Herzen des Dritten Reiches, mit Hitler gleich um die Ecke in der Reichskanzlei. Dennoch weiß er, daß nichts ihn zurückhalten kann, was auch immer die Folgen sein mögen. Aber wo? In seinem Hotel – ausgeschlossen, ebenso unmöglich wie in der Kaserne. Im Park, im Tiergarten, das wäre in der Nähe, oder mit der U-Bahn zum Grunewald oder zum Wannsee . . .“¹¹

Ich beschäftige mich in der Zeit, die ich mir noch nehme, lieber mit einem anderen Text von Mulisch, dem Roman *Das Attentat*¹², der 1982 in Amsterdam erschienen ist und 1986 ins Deutsche übersetzt wurde. Es soll nicht mehr als die Montage einiger weniger Auszüge werden, die ich knapp kommentieren möchte, eine Empfehlung zur Lektüre.

Das Attentat ist die Geschichte eines Mannes, der, zwischen Nichtwissenwollen und Immerschonwissen schwankend, mit einem Ereignis konfrontiert wird, das, als er noch Kind war, seinen Eltern und seinem Bruder das Leben gekostet hat. Ein mit den Nazis kollaborierender Polizeiinspektor ist von holländischen Widerstandskämpfern erschossen worden, seine Leiche wird von Nachbarn vor das Haus der Eltern gelegt, auf die somit der Verdacht fällt.

Die Geschichte Anton Steenwijks wird in fünf Episoden: 1945, 1952, 1956, 1966 und 1981 erzählt, und ihre Konstruktion ist im wesentlichen die Konstruktion einer Zeitachse. Erzählt wird, wie Anton Steenwijk, der das Schreckliche erlebt hat, zu vergessen sucht, jedoch mit jedem Schritt des Vergessens, den er tut, sich mit dem Vergangenen konfrontiert sieht. Das ist kein Widerspruch. Denn es ist nicht so, daß Steenwijk vor den Geschehnissen der Ver-

gangenheit flöhe, die ihn dann einholten. Das Geschehene holt ihn nicht ein. Es tritt ihm entgegen, in Gestalt der einstmals gehandelt habenden Personen, die weiterleben und da sind oder noch gelebt haben und da waren.

So konstruiert sich in seltsam streifender Beleuchtung, Dämmerung, von der nicht anzugeben wäre, ob es die der Frühe oder des Abends ist, ein Horizont, an dem Personen heraufziehen und unter Preisgabe ihrer Befangenheit in der Zeit wieder verschwinden. Zurück bleibt ein Kind der Zeit.¹³

„Und dann ... und dann ... und dann ... Die Zeit verstreicht. ‚Das haben wir wenigstens hinter uns‘, sagen wir ‚aber was haben wir nicht noch alles vor uns?‘ Unserem Sprachgebrauch zufolge haben wir das Gesicht der Zukunft zugewendet und den Rücken der Vergangenheit, so erleben es die meisten [...] Wer seine Zukunft vor sich und die Vergangenheit hinter sich hat, geht mit der Zeit auf [...] schwer zu begreifende [...] Weise um: für ihn sind die Ereignisse schon in der Zukunft irgendwie gegenwärtig, erreichen in einem bestimmten Moment die Gegenwart, um schließlich in der Vergangenheit zur Ruhe zu kommen. Aber es ist nichts in der Zukunft, sie ist leer, und im nächsten Moment kann man gestorben sein und hat sein Gesicht also dem Nichts zugewendet, obwohl doch gerade hinter einem etwas zu sehen war: die Vergangenheit. So, wie sie das Gedächtnis aufbewahrt hat.

Darum sagen die Griechen, wenn sie von der Zukunft sprechen: ‚Was haben wir nicht noch alles hinter uns‘ und in diesem Sinne ist Anton Steenwijk Grieche. Auch er stand mit dem Rücken zur Zukunft und mit dem Gesicht zur Vergangenheit.“ (157)

„Während der Hitzewelle Anfang Juni 1966 mußte Saskia [das ist die erste Frau Steenwijks] zur Beerdigung eines alten Freundes ihres Vaters, eines prominenten Journalisten, den auch sie seit dem Krieg kannte. Sie hatte Anton gefragt, ob er mitkommen wolle, und als ihm ein freier Tag bewilligt wurde, wollte er Sandra mitnehmen, ihr Kind, das mittlerweile vier Jahre alt war.

‚Muß das wirklich sein, Ton?‘ fragte Saskia. ‚Der Tod ist nichts für Kinder.‘

‚Einen lächerlicheren Aphorismus habe ich selten gehört‘, sagte er.

Das klang schärfer, als er beabsichtigt hatte. Er entschuldigte sich und gab ihr einen Kuß. Sie beschlossen, nach der Beerdigung an den Strand zu fahren.“ (106)

Bei dieser Beerdigung, die ein Treffen ehemaliger Widerstandskämpfer ist, darunter ein Minister, ein Bürgermeister, einige arriivierte Schriftsteller, ein „berüchtigter Provoanführer“, die sich jetzt, 1966, böse streiten, trifft Steenwijk auf Cor Takes, die Schlüsselfigur der Ereignisse von 1945.

Takes ist krank, verbraucht, zerrieben, er trinkt und scheint Leben nur noch zu haben in einer Art permanentem Kommentar, der voll bitterer Bemerkungen ist. Im Gegensatz zur Mehrheit der Begräbnisteilnehmer vermag er noch politisch zu urteilen. Aber er ist unglücklich, fiebrig wachsam, im Grunde leidend, daß nicht länger Krieg ist. Daß man nach wie vor unter den Kampfbedingungen

von 1945 lebe, macht er sich vor, es ist seine Selbstbehauptung. Takes weiß, daß er die „Ausnahmesituation“ braucht. Daß er in seinem Fieber Produkt des Krieges sei, wäre Lüge, in der weder er selbst noch die Erzählung Zuflucht sucht. Er begreift sich als Teil einer Maschine, deren Produkt der permanente Kampf ist.

Die Begegnung Steenwijks mit Takes hat etwas Mechanisches, vom ersten Moment des Treffens an.

„Anton wandte sich dem Mann zu [...] – und bevor er wußte, was er tat, hatte er schon gefragt:

„Wurde dann auch noch ein viertes und ein fünftes Mal geschossen? Und dann noch ein sechstes?“

Mit zusammengekniffenen Augen schaute der andere ihn an.“ (114)

Es kommt nun zu der Unterredung, in der das Ereignis von 1945 in seinen Einzelheiten deutlich wird. Ort ist der Friedhof. Doch was für den einen ein Ende finden soll, geht für den anderen endlos weiter, und er meint, es auf der Stelle beweisen zu müssen:

„Takes holte ein Päckchen Zigaretten hervor, zog eine Zigarette halb heraus und hielt sie Anton hin. Der schüttelte den Kopf, wendete sich ihm zu und sagte:

„Hör zu. Laß uns aufstehen und nie mehr darauf zurückkommen. Es gibt nichts klarzustellen, wirklich nicht. Was geschehen ist, ist geschehen. Mich bedrückt nichts, glaub mir, es ist über zwanzig Jahre her. Ich habe Frau und Kind und eine gute Stellung, alles in Ordnung. Ich hätte nur meinen Mund halten sollen.“

Takes steckte sich eine Zigarette an, inhalierte tief und sah ihn mürrisch an.

„Aber du hast deinen Mund nicht gehalten.“ Und nach einer Pause: „Das ist jetzt auch geschehen.““ (116)

Wer das Bild des Kämpfers, der nicht aufhören kann und der Steenwijk den Frieden, den er sucht, streitig macht, indem er ihm beweisen will, daß auch er Teil der Maschine ist, die sie beide bedienen, in seiner Schärfe aufnimmt, wird vielleicht fragen, ob diese Schärfe nicht eine Schwäche des Romans ist. Hat der Erzähler teil am Zynismus der Figur, deren Wahrnehmung und Denken unter dem Primat der Politik auf solche Enge reduziert sind? Man kann es sich fragen. Vom Milchkhäutchen in der Kaffeetasse, mit dem das Urteil über ein altes Ehepaar gefällt wird, über die Schilderung der Begräbnisgesellschaft bis zum Porträt Takes' waltet Aufmerksamkeit für das aggressive Detail. Vielleicht ist es der Preis dafür, daß Anton Steenwijk, dem es gelingt zu vergessen, in seiner Kunst, kein problematischer Held zu sein, aus dem Roman entlassen werden kann beinahe wie Melzer aus der *Strudlhofstiege*. Ein möglicher Vergleich. Aber wo dort Leichtigkeit erreicht ist („mit viel Schwindel“, Peter Handke über D.), bedarf es hier am Ende der schweren Krisis

und eines Heilschlafs. Wo es Doderer glückt, die Psychoanalyse und ihre Zeit zu meiden, gerät Mulisch in ihre gefährlichste Nähe: die der Witzigkeit, und so fällt denn im innern Monolog des gelehrten Anästhesisten Steenwijk ein „Freud läßt grüßen“ (136) genau dort, wo es mit dem Erwachen für ihn Ernst wird.

-
- 1 LAURENCE BATAILLE: *Der Nabel des Traums*. Übers. v. NORBERT HAAS. Weinheim, Berlin: Quadriga 1988, 71 f.
 - 2 Siehe HANS JOACHIM METZGER: *Den Analytikern ins Stammbuch geschrieben*. In: *Der Wunderblock* Nr. 17, Berlin: Verlag Der Wunderblock 1987, 49–60.
 - 3 Vgl. NORBERT HAAS: *Der Szientismus Freuds*. In: *Der Wunderblock* Nr. 14, Berlin: Verlag Der Wunderblock 1986, 6–20.
 - 4 Ein Übersetzerpaar in Kassel hätte lieber übersetzt gehabt: „Es gibt keine sexuelle Beziehung“. (*Arbeitshefte Kinderpsychoanalyse* Nr. 9, Seite 18). Du lieber Mann, du liebe Frau, wer will denn sowas behaupten!
 - 5 SIGMUND FREUD: *Übersicht der Übertragungsneurosen*. Ein bisher unbekanntes Manuskript. Ediert und mit einem Essay versehen von ILSE GRUBRICH SIMITIS. Frankfurt: S. Fischer 1985, 114.
 - 6 Am Affekt reiben sich viele, auch bei Lacan. Ein Beispiel aus jüngster Zeit: CAROLINE NEUBAURS *Übergänge. Spiel und Realität in der Psychoanalyse Donald W. Winnicotts* (Frankfurt a. M.: Athenäum 1987). „In Lacans Spiegelphase fehlt mit einem Wort die Mutter“ (63) – solche Sätze stehen in dem Buch, es bleibt das Geheimnis der Autorin, wie sie zu diesen Lesefrüchten kommt.
 - 7 ANNE-LISE STERN: *Wo Es war: weiß. Ein Dunkel*. In: *Der Wunderblock* Nr. 16, Berlin: Verlag Der Wunderblock 1987, 12–16.
 - 8 JACQUES LACAN: *Television*. Übers. v. JUTTA PRASSE u. HINRICH LÜHMANN. Weinheim, Berlin: Quadriga 1988, 63.
 - 9 JACQUES LACAN: *L'Étourdit*. In: *scilicet* Nr. 4, Paris: Seuil, 47.
 - 10 (UDO CHRISTOFFEL, Hrsg.): *Berlin Wilmersdorf. Die Juden. Leben und Leiden*. Berlin: Kunstamt Wilmersdorf 1987.
 - 11 HARRY MULISCH: *Höchste Zeit*. Übers. v. MARIA CSCOLLÁNY, Reinbek: Rowohlt 1990, 46 f. (Taschenbuchausgabe)
 - 12 HARRY MULISCH: *Das Attentat*. Übers. v. ANNELEN HABERS, Reinbek: Rowohlt 1989. (Taschenbuchausgabe) – Zitiert mit einfacher Angabe der Seite direkt im Text.
 - 13 Vielleicht wären wir nur Kinder von Eltern, hätten wir nicht die Möglichkeit dieses Vergessens und damit eine Dimension zu gewinnen, die Dimension historischer Zeit. Gerade im Posthistoire, diesem Schnuppergedanken eines Jahrzehnts, der nun auch schon historisch ist, wohnte die Kernfamilie.



THREW IT ALL AWAY

Trau keinem unter fünfzig

Theo Roos

Mr. Bob Dylan war da. Weiße. Schiebermütze, hüftsteif, ein Zureiter schiebt sich auf hohen Absätzen ans Mikro. Schüchtern-entschuldigend als gäbe es den Mythos nicht, schalkhaft-Chaplin-like und leicht wie Prince. Ein Clown mit der Angst im Nacken, ein Musiker, der in keiner Sekunde auf seine Songs reinreinfällt. Immer noch Briefträger seiner Songs, die nie so ankommen, wie der Zuhörer sie erwartet.

Nach drei Stücken ist er bei sich. Back in the groove. And the groove is quick. Das Genialische von „Oh Mercy“ übersetzt sich ins Gestische. Schlichte Bühne. Scheinwerfer, die Schatten werfen auf den Spielmann mit den vielen Gesichtern. Dylan will nichts vorstellen.

Er führt der Postmoderne vor, was das heißen könnte: Dekonstruktion. Man kann nicht zweimal den gleichen Song spielen; und wenn, spielt ihn Dylan so daneben, daß er wieder genau drauf sitzt. „Desolation man“ und „Everything is broken“. Wach, auf der Höhe der Zeit, zieht er mit unanbiederischen Zugeständnissen das Publikum in seinen eigenen Destruktionsprozeß: the 60's are over, so set him free. Gut so. Sie waren auch verlogen, die Rebellen von einst, die jetzt Macht haben in Politik, Theater und Medien. Dylan hätte sie. Es wäre ein Leichtes für ihn, sie im wahrsten Sinne des Wortes auszuspielen. Stattdessen nimmt er immer wieder die Mundharmonika und spielt wie ein Kind. „Forever young, younger than that now.“ Seine Mundwinkel fallen immer noch nicht nach unten, wenn er den Refrain von „Blowin' in the wind“ variierend nach oben zieht.



„Don't follow leaders“, heißt es in einem Interview und: „Ich bin meine Worte“. Man kann ihnen trauen. Dylan wird am 24. Mai 1991 fünfzig.



„Take what you have gathered from coincidence“, singt er. Bei dieser Gelegenheit: Mr. Bob Dylan war nicht besoffen, Herr Niederdecken, und er würde Dich noch hackevoll dreimal an die Wand spielen. „Don't follow leaders“ und „du mußt etwas nicht runterputzen, um es aufgeben zu können“. Duke Ellingtons Satz drängt sich mir auf, gesprochen auf schwarze Rillen: „Who is enjoying the shadow of whom?“, just by chance.

„En andere Kasset, wo hätt die vom Dylan sich schon wieder vesteck“: „Sign Language“. Sie ist doch zu verstehen, zumindest kann man sie so nah streifen, daß sie nicht zum Leim für irgendeine Moral wird, wenn man sie mit dem Ohr liest. „Denken Sie nur, wie wir nach einer Geste, Grimasse, Körperhaltung, Mimik oder Bewegung suchen, nach einem leichten Zittern“, heißt es in der *Rede von Rom* u. a. über „language sign“ (*Schriften I*, 140), gesprochen von einem gewissen Jacques Lacan, der Dylan nicht mit dem Ohr gehört zu haben scheint (Woher hatte er seinen Groove?), „einem Einhalten in dem gewohnten Verhaltensablauf. Denn wir sind durchtrieben,

und nichts wird uns daran hindern, unsere Spürhunde auf eine solche Fährte zu setzen.“

Peter Handke hat etwas gehört von Bob Dylans „Sign Language“, in seiner Meditation über die Müdigkeit und dem Versuch über die Jukebox. Handke hörte es aus dem Bauch der wummernden Musiktruhe von diesem „Brecht der Jukebox“, wie ein Kritiker den „kleinen Gitarrenzupfer“ einmal bezeichnete (“He do me no good“, höre ich Dylan auf „Sign Language“ antworten), Handke hörte den Groove, die Auffahrt, die Entgrenzung und Weltwerdung, die Liebe. Wer Ohren hat, kann sie hören, die Liebeslieder der Jahrhundertstimme, das „cold, cold heart“ von Hank Williams durch Dylan hindurch:

„And if you find someone
That give you all of her love,
Take it to your heart,
Don't let it stray.
For one thing is certain,
You will surely be a-hurtin',
If you threw it all away.“

Köln-Nippes, 27. März 1991



ÜBERLEGUNGEN ZUM „BALKON“ ANLÄSSLICH DER INSZENIERUNG

Samuel Weber

Aus: JEAN GENET: *Der Balkon, Bühnenfassung* von AXEL MANTHEY und SAMUEL WEBER, Düsseldorf: Düsseldorfischer Schauspielhaus 1988/89, 17–25.

1. Über die Treue zum Text

„Der Autor des Stückes... legt Wert darauf, daß man keine Erklärung streicht, daß man nichts kürzt unter dem Vorwand, schneller voran zu kommen, klarer zu sein, oder weil alles schon gesagt worden ist, oder weil das Publikum schon begriffen hat, oder weil es sich langweilt.“

(Jean Genet: Wie *Der Balkon* zu spielen ist)

Eindeutig genug. Wie kommt man also dazu, das Stück erheblich zu kürzen, wie es für die Düsseldorfische Inszenierung von Axel Manthey geschehen ist, und das (unbescheidene) Gefühl zu haben, ihm dadurch gerechter zu werden? Überspitzt formuliert: sind kürzende Eingriffe – und nur solche hat es hier gegeben, nichts ist hinzugefügt worden, die Nahtstellen fanden sich fast immer wie von selbst – mit jener Achtung vereinbar, ohne die man ernsthaft mit dem Text Genets nicht umgehen kann? Kann man noch von „Texttreue“ reden, wenn man die „autorisierte“ Fassung nicht als das letzte Wort hinnimmt?

Was ist überhaupt ein Text? Allgemein betrachtet, eine Anzahl von mehr oder weniger bedeutsamen Zeichen. Formal gesehen erlangen Zeichen ihre Bedeutung auf zweierlei Weise: erstens, indem sie aufeinander verweisen, und zweitens, indem sie zugleich auf anderes hinweisen. Ein Text ist daher immer mehr und anderes als die Summe des in ihm Ausgesagten. Denn die Zeichenbeziehungen lassen sich nie restlos summieren. Vielmehr ergeben sich die Bedeutungen eines Textes aus den jeweiligen Beziehungen, die die einzelnen Zeichen eingehen. Diese Beziehungen können aber auch selbst bedeutsam sein. Somit entsteht so etwas wie eine kaleidoskopische Wirkung, aber am laufenden Band: jede neue Bewegung, jeder veränderte Blickwinkel schafft die Möglichkeit neuer Kombinationen, woraus andere Konstellationen hervorgehen. Daher „ist“ ein Text weder mit sich identisch, noch ein für allemal festgelegt.

Man wird vielleicht einwenden, daß dies für die *Bedeutung* eines Textes gelten mag, nicht aber für diesen *selbst*. Gibt es aber einen Text, der unabhängig von seinen Bedeutungen bestünde? Ohne Bedeutung würde es sich nur um eine Ansammlung von Strichen handeln, nicht aber um einen Text.

Dies gilt für Schriften im allgemeinen. Sobald diese aber für eine Theater-Aufführung bestimmt sind, wird das semantische Moment noch stärker relativiert. Deckt sich die Bedeutung eines Textes ohnehin nicht mit dem Inhalt seiner Aussagen, so wird bei theatralischen Werken vollends deutlich, daß dieser „Sinn“ nur *eine* Zeichen-dimension unter anderen ist. Ebenso wichtig sind die „Gesetze der Sichtbarkeit“

DER BISCHOF (eifernd): Solange wir in den Zimmern des Bordells waren, gehörten wir unserer eigenen Phantasie: sie wurde veröffentlicht und dadurch sind wir gezwungen, dieses Abenteuer unter den Gesetzen der Sichtbarkeit fortzuführen.

und der Hörbarkeit, die ihrerseits von der räumlichen Beziehung des Theaters abhängen. Ab dem Augenblick, wo ein Text auf die Bühne gebracht werden soll, läßt sich seine Wirklichkeit nicht mehr von seiner Theatralität trennen. Diese Theatralität wird aber dem Text nicht vom *außen* aufgedrängt: sie führt nur seine zeichenhafte Außengerichtetheit unter Bedingungen der Lokalisierung fort: Welcher Text wird wann an welchem Ort aufgeführt?

DER RICHTER (ungeduldig): Wo? Wo? Wo? Wo-wo wo wo? Wo bist du hineingegangen?

Daher heißt Treue zum Text nie – und nicht nur im Bezug auf den theatralischen – unveränderte Wiedergabe seines Wortlautes. Vielmehr erfordert sie, jene Dynamik hervortreten zu lassen, die sich aus seinem Bedeutungsgeflecht ergibt. Kurzum: *jeder* Text muß erst *versetzt*, übersetzt, von seiner unmittelbaren Gestalt und von seinem Ort entfernt werden, um zu sich selbst kommen zu können. Nur, daß beim Theater die Notwendigkeit dieser Versetzung – auch „Inszenierung“ genannt – greifbarer erscheint als sonst.

Ein Beispiel aus der Arbeit am *Balkon*: im *Revolutionsbild* gibt es einerseits viele Aussagen, die sich anscheinend auf „Realien“ beziehen: auf Einheiten (*Die Sektionen des Nordviertels*) oder Ereignisse oder Gefühle („Jeden Morgen gehe ich zurück in ein Dreckloch“); andererseits gibt es eben so viele Sätze, die gleichsam die Bedeutung der Szene zu formulieren versuchen: „Sie (Chantal) ist unser Zeichen“; „Der Kampf der Allegorien ist das“ u. ä. Beide Arten von

Aussagen bleiben *abstrakt*, gehen in das Beziehungsgeflecht des Stückes nicht auf. Aus der Dichte dieses Geflechtes geht das Theatralische am *Balkon* hervor. Dieses besteht nicht in der ausdrücklichen Erwähnung von „Zeichen“ und „Allegorien“, sondern in der **zeichenhaften, allegorischen** Struktur der Darbietungen selbst. Denn wie der Name selbst andeutet (das „Anders sagen“), kann eine „Allegorie“ sich selbst nie beim Namen nennen.

Mit der verbreiteten Unfähigkeit, Allegorie von Aussage auseinanderhalten zu können, hängt wohl Genets eigene, höchst ambivalente Einstellung zum Theater zusammen. Aus einem Brief an den französischen Verleger der *Zofen*, Jean-Jacques Pauvert:

Sie brauchen eine Einführung also. (..) Doch ich möchte lieber über das Theater im Allgemeinen sprechen. Ich mag es nicht. (..) Was man mir über prachtvolle japanische, chinesische oder balinesische Veranstaltungen berichtet hat, zusammen mit der vielleicht vergrößerten und jedenfalls hartnäckigen Idee, die ich davon habe, läßt mir die Formel abendländischen Theaters als zu plump erscheinen. Nur im Traum kann man eine Kunst aus der tiefen Verschränkung tätiger Symbole vorstellen, die mit dem Publikum auf einer Weise redeten, die nichts sagte, sondern alles ahnen ließe.

Genet schrieb diesen Brief 1954. Kurz darauf versucht er nochmals, dieser Traumkunst einen Schritt näher zu kommen. Er nimmt die Arbeit an einem neuen Stück auf: *Der Balkon*. Stück eines anderen Theaters, wo „nichts gesagt“ werden sollte, doch „alles geahnt“.

Nach verschiedenen Hinweisen und Anregungen „Wie *Der Balkon* zu spielen ist“, bemerkt Genet fast beiläufig:

Alles, was ich gerade geschrieben habe, richtet sich nicht, versteht sich, an einen klugen Regisseur. Er weiß, was er zu tun hat. Aber die Anderen?

Nicht nur „die Anderen“ würden jedenfalls gut tun, das zu vergegenwärtigen, was sich bei Genet von selbst versteht:

Es versteht sich von selbst, daß das ganze Werk Rembrandts nur dann einen Sinn hat – für mich wenigstens – sofern ich weiß, daß das, was ich gerade geschrieben habe, falsch war.

Einem solchen Text wird nur der treu, der weiß, wie er zu *verraten* ist.

2. Zur Frage der Wahrheit im „Balkon“

Die Wahrheit im *Balkon* liegt nicht in irgendeiner Wirklichkeit; diese gehört immer einer Rolle an. Wirklich ist nie das, was die Rolle

darstellt, sondern die Rolle selbst als Spiel. Im *Balkon* wird das Spielen als solches auf zweierlei Weise manifest: indem das jeweilige Spiel der Figuren oder der Szene durch irgendetwas, was in der Rolle nicht paßt, gestört oder unterbrochen wird; und durch den Rollenwechsel. Wenn Irma begreift, daß sie Königin wird, ist sie begeistert darüber, daß ihre Figur endlich „echt“ wird. Doch diese Echtheit bleibt genauso „Theater“, genauso gespielt wie das Unechte, das ihr vorausgegangen ist. Was aber „wahr“ ist, ist der Wechsel: der Übergang von der einen zu der anderen Rolle. Wahr ist weder die eine, noch die andere, sondern das Nichts, das die zwei voneinander unterscheidet. Als Grenze der Identität ist dieses Nichts mit dem Tod verwandt. Doch nicht mit einem, der dargestellt werden könnte, denn er wird gerade als das bestimmt, was zwischen den verschiedenen Darstellungen ist. Diese Einsicht wird allein von dem Chef der Polizei ausgesprochen: er, der (noch) nicht im Verzeichnis des Bordells aufgenommen ist, dessen Figur von der Welt der Darstellungen ausgeschlossen ist, ist als Einziger in der Lage, die Wahrheit über die Darstellungen auszusagen:

DIE KÖNIGIN: Aber dann fängt alles nochmal von vorne an!

DER GESANDTE: Alles.

DIE KÖNIGIN: Ich werde also nie die sein, die ich bin?

DER GESANDTE: Nie wieder.

DIE KÖNIGIN: Das ist der Tod.

DER GESANDTE: Das ist er.

DER POLIZEICHEF (autoritär): Das ist für euch alle der Tod, und darum bin ich euer sicher. Zumindest solange ich nicht dargestellt werde. Danach bleibt mir nichts anderes übrig, als mich zur Ruhe zu setzen.

Danach bleibt ihm nichts anderes übrig, als von der Bühne zu verschwinden, weil seine ganze Macht, seine Autorität (wiewohl gebrochen), und vor allem, seine Individualität als theatralische Figur gerade von der Tatsache herrührt, daß er nicht darstellungsfähig ist. Das Paradoxon bei ihm ist, daß seine Bestrebung, darstellbar zu werden, gerade in die entgegengesetzte Richtung läuft: erreicht er es, so muß er abtreten, denn auch als theatralische Figur ist er „tot“. Seine Figur hat Macht – die des Todes, des Undarstellbaren, welches alle Darstellung als deren Grenze ermöglicht – nur solange seine Rolle nicht eindeutig fixiert ist. Seine Beziehung zu Madame Irma läßt diese Unfixiertheit hervortreten, und zwar als Störung seiner Hauptbestrebung, ein Bild zu werden. Daher soll diese Beziehung als unendlich ambivalent gezeigt werden, und zwar auf beiden Seiten. Ihm ist sie als potentielle Ablenkung gefährlich. Doch zugleich gibt

sie ihm seine Macht, denn seine bewußte, gewollte Zielsetzung schafft ihn als theatrale Gestalt ab: er wird zum Bild, und ver-schwindet. Wo Irma ihm also helfen will, schwächt sie ihn; wo sie ihn stört, stärkt sie ihn. Seine Stärke also kann sich nur zeigen, indem er ihr widersteht. Da er aber nur sein Ende (als Bild) will (Nachklang an Wotan), wird diese Stärke immer mit Schwäche ver-bunden.



H
E
G
E
GÖDELACAN

Zur Logik selbstorganisierter Systeme

Dieter Hombach

Zweiter Teil

HEGELEDÖG
Ö
D
HEGEL
L E
GÖDEL
Ö
GÖDELEGEH

Erstens

Anfang

Vom Satz zum Anakoluth

Ein Text beginnt.

Dieser Text hat schon begonnen.

Vielleicht kann man vom Anfang nur sprechen, sobald er vorbei ist.

Das ist kein Paradox, das ist eine Wiederholung. Die Wiederholung des Satzes, der sagt, daß er vom Anfang spricht. Es geht nicht um das, womit der Anfang gemacht wird. Es geht um den Anfang. Ein Anfang fängt einfach an.

Das alles sind hilflose Versuche, den Anfang zu bestimmen. Hilflos sind sie, weil sie bestimmen. Denn was bestimmt werden kann, ist ableitbar. Was bestimmt werden kann, hat Ursachen, hat einen

Grund. Was bestimmt werden kann, ist *abhängig*. Was *bestimmt* werden kann – fängt nicht an.

Nur etwas, dem keine Bestimmung zukommt, das keine Bestimmung trifft, wird Anfang genannt werden können. Anfang ist das, was aus nichts folgt. Der Anfang ist das, was aus sich folgt. Der Anfang ist eine Selbstorganisation.

Doch bleibt auch das eine Bestimmung. *Wie sie zu entfernen sei*, wie also *anzufangen sei*, ohne daß etwas den Anfang anfängt, davon handelt *Hegels Anfang*, der *Anfang* seiner Logik.

Hegel hat dem Anfang der nicht angefangen wird, der selbst anfängt, den nichts erklären oder gar definieren kann, dem Anfang des Anfangs einen Namen gegeben: „Sein“. Der Anfang ist das Sein. Das schreibt er nicht. Damit fängt er an: „Das Sein ist das unbestimmte Unmittelbare“, erster Abschnitt. „Sein, reines Sein, – ohne alle weitere Bestimmung“, erstes Kapitel.

Also liegt eine Art Bewegung vor, mit der Hegel anfängt. Diese Bewegung beginnt mit einem Satz und schließt mit einem Anakoluth. Überlegen wir, was das bedeutet.

Vom Satz zum Anakoluth!, so fängt Hegel an.

Ein Satz bestimmt. Wenn er aussagt, daß etwas unbestimmbar ist, bestimmt er es als unbestimmbar. Anders gesagt, der Satz leitet den Anfang ab.

Damit ist der andere Ort bestimmt, an dem diese heimliche Bestimmung, die ein Satz begeht, offenbar wird. *Erst an ihm* wird der Anfang anfangen können, weil er *nicht* mehr bestimmt ist. Der andere Ort, der Ort nach dem Ort des Satzes, ist der Ort des Nicht-Satzes: das Anakoluth.

Deswegen läuft Hegels Anfang von Ort zu Ort. Er löscht den Satz und fängt in dieser Löschung das an, was der Satz anfang, den Anfang. Im Anakoluth fällt die Bestimmung der Nicht-Bestimmung, die heimliche Bestimmung des Satzes fort, weil es nichts aussagt, sondern etwas nennt.

Also konkretisiert sich der andere Ort, der Ort der Erinnerung, der Ort des wahren Anfangs: er ist bedeutungslos, er ist barriert. Mit einem Satz, der freilich falsch ist, weil er Satz ist: er ist Text, besser: „Text“.

Diese Textualität des Anfangs wird deutlicher, wenn man ihre Chiffre, die Bestimmungslosigkeit des Anakoluths, als Formel schreibt. Der Satz bestimmt das Unbestimmte, sobald er von ihm spricht. „Das Unbestimmte ist unbestimmbar“, wiederholt, und ich

wiederhole es, nur die *Bestimmung* des Unbestimmten als unbestimmt. Im Anakoluth wird diese unterschwellige Bestimmung offenbar, im Anakoluth wird der Satz, daß das Unbestimmte unbestimmbar ist, nicht nur verkürzt, „erschöpft“², sondern auch verlängert: der Satz, „daß das Unbestimmte unbestimmbar ist“, ist, so das Anakoluth, unbestimmbar. In dieser Formel wird die dichte Stelle, in der der Anfang sich freimacht, in der das Anakoluth das Unbestimmbare beginnen läßt, wird der Text als Text erkennbar.

Die Überschreitung des Satzes ist wortwörtlich zu nehmen. Zwischen seiner Aussage und ihrer Löschung, ihrer Barrierung steht sein Zitat. Im Anakoluth wird, hinter seiner knappen Form, seiner blitzartigen Kürze, der Text als solcher geschrieben. Erst wo er auftaucht, ohne Verweis, ohne Bezeichnung, in sich gekehrt, hört die Bestimmung des Anfangs auf, beginnt das Unbestimmte. Zwischen Satz und Satz Zitat liegt eine Kluft. Die Unbestimmbarkeit, die der Satz behauptet, wird erst in der Unbestimmbarkeit, die das Anakoluth meint, wahr. Daß etwas unbestimmbar ist, wird unbestimmbar, sobald man es in Zeichen setzt und der Kürzung analog verlängert: „daß etwas unbestimmbar ist“, ist unbestimmbar.

Der Name des Anfangs ist also doppeldeutig wie er selbst, so doppeldeutig wie das Unbestimmte: das Sein des Satzes und das Sein des Anakoluths. Zwischen diesen Seiten eines Namens liegt die Distanz, mit und in der sich ein Text selbst organisiert. Dabei ist es überflüssig, einen ersten Text, eine erste Selbstorganisation anzunehmen. Selbstorganisationen, wie Hegel sie beschreibt, beginnen nicht bei Null, sie setzen etwas voraus. Trotzdem haben sie keine Voraussetzung, fangen sie an, sind sie buchstäblich Anfang, weil sie ihre Vergangenheit modifizieren können, weil sie in ihre Voraussetzung eingreifen. Der Formalismus des Anakoluths, seine sozusagen ausgeschriebene Genese, macht das deutlich. Die Kluft, die ihn vom Satz trennt, kann vom Satz nicht aufgerissen werden, obwohl sie mit einer Wiederholung, einem Zitat des Satzes beginnt. Es liegt ein Abgrund zwischen der bestimmten und der unbestimmten Unbestimmtheit, die kein Satz mehr ausdrückt, die gerade aus der Streichung aller Sätze folgt – und die doch ausschließlich satzgemäß erzeugt ist. Also liegt zwischen Ursache und Resultat ein Riß: kann das Resultat nicht mehr aus seiner Ursache begriffen werden. Mit einem Satz, es folgt nicht aus ihr, es folgt aus sich selbst. Selbstorganisation

Das Sein im Satz ist bestimmt. Das Sein im Anakoluth nicht. Dazwischen beginnt die hegelsche Logik, sie führt das eine ins andere und fängt voraussetzungslos an.

Hegel hat diese Bewegung des Anfangs als Dialektik von Sein und Nichts ausgeschrieben. Noch eine Urszene, die sich vors Beginnen schiebt, noch eine Wende in der Wende, noch einmal ein Text, der sich schreibt. Hier ist er.

Wenn das Sein unbestimmbar ist, kann es nicht etwas sein. Der Satz, „das Sein ist unbestimmbar“, läßt sich lesen: „das Sein ist Nichts.“ Dies Nichts umschreibt die Unbestimmbarkeit des Anfangs und besetzt den Ort, an dem die Bestimmung sich verißt. Daß das Sein Nichts sein soll, umschreibt, daß keine Bestimmung auf es trifft, daß kein Prädikat hinreicht, kein Begriff langt – und vollführt als Satz doch nur das Gegenteil dieser Behauptung, weist dem Sein als Subjekt das Nichts als Prädikat zu und bestimmt. Statt diese heimliche Bestimmung in einem neuen Anakoluth auszustreichen, zieht Hegel jetzt dessen Formalismus, seinen Zitatcharakter vor. Um die Bestimmung aus dem Satz: „das Sein ist Nichts“ zu vertreiben, muß er zum Satz verlängert werden, „daß das Sein in Nichts und das Nichts in Sein – nicht übergeht, sondern übergegangen ist“ (I, 83).³

Das ist die Dementierung der Bestimmung eines Satzes, sie schreibt das, was er aussagt, vor ihn, zitiert ihn, noch *bevor* er ausgesprochen ist.

Der Anfang vor dem Anfang, der anfangende Anfang. Auch die Unbestimmbarkeit des Seins wird durch das Selbstzitat des Satzes, der sie aussagt, vor sein Sagen und ver-sagte es. „Die Unbestimmbarkeit des Seins ist unbestimmbar“, schiebt, wie danach Sein und Nichts, Unbestimmbarkeit und Sein, bevor sie ausgesagt sind, ineinander.

Als Erklärung seiner Streichung läßt Hegel auf's Anakoluth dessen Formalismus folgen. Warum? Um zu zeigen, wie es funktioniert, um zu sagen, woraus sich seine Streichung schreibt, sein Anfang. Das, was im Text steht, das, was man schreibt, ist immer schon geschrieben. Diese Ausschrift rückt die Doppeldeutigkeit des Seinsbegriffs auf eine neue Ebene: statt aus der Abfolge von Satz und Anakoluth erschlossen zu werden, liegt sie *vor* ihr.

Daß Sein in Nichts schon übergegangen ist und umgekehrt, bevor von Sein und Nichts gesprochen werden kann, enthält eine Art Unschärfe, die unreduzierbar ist. Hegel hat das gewußt. Auf die Frage nach dem Anfang als „Vermitteltes oder Unmittelbares“

antwortet er, „daß er weder das eine noch das andere sein könne“ (I, 65). Die Doppeldeutigkeit des Anfangs ist nicht nur Ausdruck von wahr und falsch, bestimmt und unbestimmt, eine Art Schillern, das fortschreitend zu klären wäre, sondern Ausdruck einer grundsätzlichen Unzugänglichkeit, weil sich in ihr die Selbstorganisation der Schrift, des Textes niederschlägt. Das ist kein „Irrationalismus“⁴. Das ist eine erste Bestimmung, die nichts mehr bestimmt, die aus dem Strich durch den Autor folgt. Denn um selbstorganisiert zu sein, um dem begründenden, bestimmenden Zugriff einer fremden Größe zu entgehen – muß ein System *unauflösbar* doppeldeutig sein.

Wir schauen in den Abgrund und der Blick ist ein Sturz. Was bei Hegel geschieht, was er beschreibt, ist befremdlich. Seine Begriffe, sein Anfang springen auf, spalten, spreitzen, biegen sozusagen von sich selbst ab, um dem eigenen Ursprung eingeschrieben zu werden, immer schon eingeschrieben zu sein. Das geht blitzartig, ist „Augenblicksstätte“⁵, also Zeit und „topologisch bestimmt“⁶, also Raum. Raum und Zeit breiten sich als Verzweigung des Anfangs aus.

Etwas beginnt. Dann legt es sich aus und vermehrt sich, wird Zwei. Das Ergebnis aber sprengt den eindimensionalen Fortgang und macht ihn komplex, indem es sich vor ihn schaltet. Vor den Anfang der einen, der kontinuierlichen Größe. So entsteht die Unschärfe einer Bestimmung: ihr Gegenstand ist doppeldeutig. Diese Doppeldeutigkeit läßt sich nicht mehr auf Gegensätze, auf wahr oder falsch reduzieren. Diese Doppeldeutigkeit, das ist der Anfang. Anfang, der nicht aufhört, die Ergebnisse seines Verlaufs vor sich, in sich zu schreiben, der sich schichtet und komplex macht, der „offenbar dadurch bestimmt ist, daß er durch Umgebungen ‚eingeschachtelt‘ werden kann“.⁷

Das aber wird keine Bestimmung mehr sein, keine Definition. Der Weg des Anfangs führt fort, fort vom Subjekt, das als Etappe seines Gangs, als Schachtel in seiner Schachtelung steckt, kleines Stück, kleiner Begleiter, das einen Satz seiner Sätze schrieb und vom Anakoluth, vom Sprung vor alle Sätze überrollt wird.

Ein Anfang, der auf sich zurückkommt, um den Beginn seiner selbst, seine Ursache zu ändern – zerstört die Kontinuität, zerstört die Kausalität. Er entzieht dem System, das mit ihm beginnt, jeden Grund, den eigenen Grund.

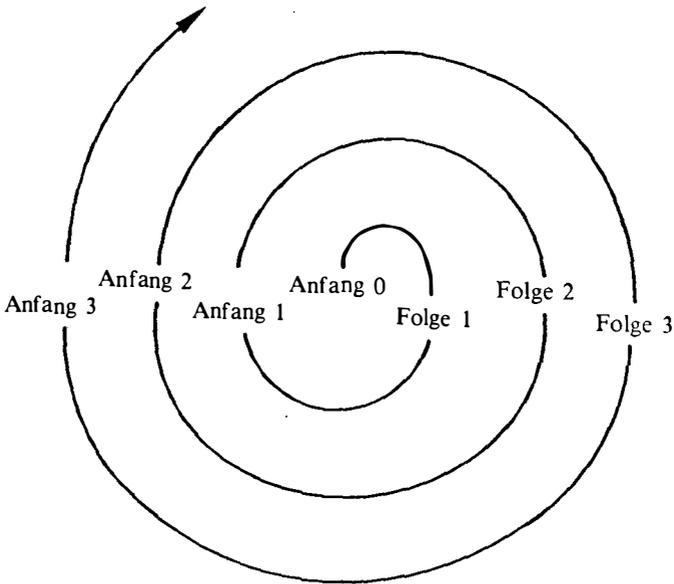
Deshalb folgt, daß „nach Hegel . . . eine systemimmanente Rechtfertigung der Wissenschaft *unvollständig*“⁸ bleiben muß, daß es in

ihr keine Begründungen gibt. Das aber ist nur ein anderes Wort dafür, daß es in ihr keinen Anfang gibt. Den Grund als sich ständig einschachtelnden Gang zu verstehen, den „Rückgang . . . mit dem vorwärtsgelenden Ableiten zusammenzubringen“⁹, den „Dualismus von Reflexion und transzendentaler Anschauung“¹⁰ zu überwinden, kann keinen Anfang ergeben.

Also fängt die Logik *nicht* an.

Der Anfang der Logik ist die Phänomenologie.

Das ist nicht ganz richtig. Nicht die Phänomenologie fängt die Logik an, sondern ihr Ende, das Ende der Phänomenologie.



Das Ende der Phänomenologie ist das absolute Wissen und setzt „die Befreiung von dem Gegensatze des Bewußtseins voraus“ (I, 43). Das Ende der Phänomenologie ist die Einheit von Subjekt und Objekt. Am Ende der Phänomenologie ist der „Gedanke . . . die Sache“ (I, 43). Und wir wissen jetzt, warum der Anfang der Logik in dieses Ende gestellt, dies Ende ein Anfang sein kann. Oder mit

anderen Worten, warum die Selbstorganisation des Systems, mit der die Logik beginnt, keinen Gegensatz zum Subjekt bildet, das sie beschreibt. Hier die Antwort: wie sich das System als Objekt der Beschreibung in der grundlosen Verschachtelung seiner selbst entwickelt – so entwickelt sich das beschreibende Subjekt in einem Text, der es löscht und vor es springt.

Das ist der Grund, warum Subjekt und Objekt identisch sind. Beiden fehlt etwas. Beide haben den Boden verloren. Das System, dessen Anfang Hegel beschreibt, ist ebenso grundlos wie dieser Autor. Und ich glaube, daß in dieser Übereinstimmung die wahre, die verborgene Triebfeder des Idealismus liegt.

Daß im Übergang von der Phänomenologie zur Logik „reines Wissen als reines Sein“ auftaucht, ist so gesehen nicht aus einer „Vergegenständlichung“¹¹ zu erklären, die dazwischen geschieht, sondern aus ihrer Auflösung. Wie im reinen Wissen die „skeptische Selbstzerstörung des gewöhnlichen Selbstbewußtseins und seiner Voraussetzungen . . . für Hegel zweifellos gewiß“¹² war, liegt hinter dem Begriff des reinen Seins die satzgemäße Erzeugung des Anakoluths verborgen. Indem die Bewegung des Schreibens sich selbst auszieht und verlängert, Satz für Satz, Satz auf Satz schreibt – fällt sie im Anakoluth vor dieses Schreiben, erfährt sie sich von ihrem eigenen Schreiben so geschrieben, daß ihre Schrift keine Wiederholung, keine Selbstvergewisserung des eigenen Anfangs, sondern die Modifikation dieses Anfangs ist. Damit ist Hegels Text seinem Sprachkonzept analog entwickelt. Wie er ist es „die Sprache selbst, die als solche sich versagt“¹³, und ihr Versagen bzw. sein Verschreiben ist das, was den Schreibenden in sein System und dessen Grundlosigkeit integriert. Um diese negative Identität, diese Identität eines gleichverteilten Entzugs zu begreifen, wird man sich weder auf die Identifikationskraft der Satzkopula, die „als Übergehen . . . Subjekt und Prädikat in sich hinein“¹⁴ reißt, noch auf eine Art passiven Schwebезustand, „insofern auf das Aussprechen des ‚ist‘ von diesem her nichts positiv folgt“¹⁵, beziehen dürfen. Eher auf ein ‚ist‘ das identifiziert, indem es verändert, also aktiv ist, und in dieser Aktivität den Satz ergreift, sich selbst.

Das Ergebnis des Satzes fällt als Nicht-Satz vor ihn. Das Resultat der Schrift fällt als Strich durch den Autor vor ihn. Der Fortgang des Systems fällt als Beginn vor seinen Anfang. Stets wird der Weg des Satzes, der Weg des Autors, der Weg des Systems von seiner Ankunft modifiziert.

Und weil es diese Modifikation ist, die für jene Ähnlichkeit zwischen Satz und Satzgegenstand, Autor und System, Subjekt und Objekt sorgt, die der Idealismus stets behauptet hat, liegt in ihr die *Möglichkeitsbedingung* des Idealismus. Allerdings wird es ein verdrehter, **ein** gegen sich selbst verschobener Idealismus sein, ein Idealismus, der die Identität von Subjekt und Objekt im blinden Fleck beider, in einer Art gleichverteiltem Entzug sieht.

Fragen wir uns noch einmal, woraus er entsteht.

Der Autor, der Satz und das System kommen auf sich selbst zurück, nicht um sich zu identifizieren, sondern um sich zu ändern.

Indem Hegel diesen Mechanismus nicht nur der Mikroskopie des Anfangs, sondern auch dem Verhältnis seines Werks, dem Bezug von Phänomenologie, Logik und Enzyklopädie einschreibt hat er ein Gesetz lange vor seiner Entdeckung entdeckt, einen Beweis vor dessen Beweis geführt, hat er begonnen, was erst viel später zu Ergebnissen führt, mit denen man etwas ‚anfängen‘ kann.

Hier der Beweis, den Hegel anfang und der jetzt auf sein System zurückkommt: jedes System, ist es nur komplex genug, wobei unter ‚Komplexität‘ beispielsweise seine Fähigkeit zu verstehen wäre, sich auf sich selbst zu beziehen, auf sich zurückkommen, sich identifizieren, sich zitieren zu können: jedes System mit hinreichender Komplexität ist *unvollständig*.

Die Zeit kehrt sich um, franst aus, ist verzweigt, jeder Augenblick doppelt durchlaufen, jeder Augenblick auf Augenblicke folgend, die sich zugleich vor und nach ihm ereignen. Ende der Linearität, Ende der Eindimensionalität: vor der Phänomenologie und ihrer Einschachtelung, vor der Logik und ihrem begonnenen Beginn, vor Hegel, vor Hegel und nach Hegel – liegt Gödel und sein Unvollständigkeitstheorem. Voraussetzung Hegels, Metatheorie seiner Theorie und zugleich Auszug des logischen Zugs, Resultat.

Und wie um die Verwandtschaft auch im Wechsel der Abfolgen, ihrem unaufhörlichen Vor und Zurückspringen dokumentieren zu können, hat Gödel seinem Gesetz denselben Formalismus, die gleiche Formel eingegeben: das Zitat. Selbstzitat eines Textes, der auf sich zurückkommt, der sich, sich identifizierend, verändert. Text, der sich vom Fremdbezug befreit, der sich selbst organisiert, indem er sich modifiziert.

Vor Gödel, und wie könnte es anders sein: kein Anfang, der seine Anfänglichkeit nicht dadurch erweist, daß er das beginnen läßt, was

ihn anfang – vor Gödel hatte Hilbert verlangt, „den Begriff des spezifisch mathematischen Beweises selbst zum Gegenstand einer Untersuchung (zu) machen, gerade wie ja auch der Astronom die Bewegung seines Standorts berücksichtigt, der Physiker sich um die Theorie seiner Apparate kümmern muß und der Philosoph die Vernunft selbst kritisiert“¹⁶. Der Philosoph und sein Denken, der Physiker und seine Gerätschaft, der Mathematiker und sein Beweis – dreimal untersucht ein untersuchendes System, bevor es untersucht, sich selbst: Anfang im Anfang, erkenntnistheoretischer Anfang, der vor die Erfahrung fällt, der die Bedingung, der den Beginn sucht. Das ist ein Schnitt. Schnitt zwischen Subjekt und Objekt, Denken und Ding, Schnitt zwischen Messung und gemessener Größe, zwischen Beobachter und dem, was er sieht. Zugleich aber errichtet dieser Schnitt das, was er entfernt, was er abtrennt, im verbleibenden Rest: wie der Apparat dem Physiker, der Beweis dem Mathematiker, wird dem Philosophen das Denken zum Objekt, er selbst bzw. das, was er macht.

Vielleicht ist das die Wende gewesen, der Hegel voranging: die Konstitution eines Objektbereichs, der zur Untersuchung gehört.

Nach ihr wird jede Messung, jedes Denken einen Zirkel bilden, in einem Sog gefangen sein, der um sich selber kreist und nichts entläßt. Was berechnet, was gemessen und erkannt wird, trifft den, der rechnet, mißt, erkennt. Mit einem Satz: jede Aussage spricht von sich selbst. Das Selbstzitat.

So bricht in die Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung, so bricht ins Transzendente die spekulative Logik ein: sie regelt sich selbst befragende, sich über sich aufklärende, sich selbst organisierende Systeme, sie regelt den Beginn.

Hier Gödels Beginn.

Nehmen wir für einen Augenblick an, daß „alle Ausdrücke der deutschen Sprache, die Definitionen von Eigenschaften natürlicher Zahlen darstellen“¹⁷, abzählbar sind. In diesem System werden Vernetzungen möglich sein, wahrscheinliche und unwahrscheinliche Wege zwischen den Zahlen und den Aussagen über sie. Das sind zwei Ebenen, also kaum ein Anfang des hilbertschen Anfangs und doch nicht weit von ihm entfernt. Solange wir eine Aussage und ihren Gegenstand aufgreifen (hier die Zahl, dort, was man von ihr behauptet), bleiben untersuchtes (Zahl) und untersuchendes System (Aussagen über Zahlen) geschieden. Dann der Fall, der alles ins Wanken bringt und der für Gödels Beginn, den Beginn seines Bewei-

ses steht. Die Aussage, die wir wählen – ist falsch. Die Aussage trifft auf die Zahl, die sie trifft, nicht zu. Das könnte banal sein, doch greift hier und jetzt das System ein, seine Gesamtheit, seine hinreichende Komplexität. Daß die Aussage, auf ‚ihre‘ Zahl nicht trifft, muß selbst eine Aussage sein, die ins System fällt, ins Ganze der möglichen Ausdrücke über Eigenschaften natürlicher Zahlen.

Und die Ebenen verschimmen, gleiten. Hilbert fängt an, Gödel fängt an. Die Macht des Systems und seine Unvollständigkeit.

Das will ich erklären.

Wie fängt Gödel an? Ganz einfach: indem er eine Aussage bildet, die auf das, was sie bezeichnet, nicht zutrifft. Ist das System nur weit, groß, umfassend genug, ist es ‚gierig‘ genug, wird es sich auch auf diesen Satz stürzen und ihn mit Anführungszeichen versehen in sich schlingen, sich verschlingen. Diesen Knoten, an dem sich komplexe Systeme sozusagen selber verschlucken, kennen wir schon. Er knüpft sich vom Satz über das Sein zum Satz über den Satz, zum Anakoluth. Hier seine Wiederholung in Gödels Antinomie.

Gödel geht von dem Satz aus: „ x ist im System y nicht zu beweisen“. Dieser Satz enthält eine Unbekannte. Sie wird vom Zeichen „ x “ markiert. Nichts hält uns also davon ab, in diese Unbekannte beliebige andere Aussagen einzuführen. Wir tun das und wählen dabei sorgfältig eine ganz bestimmte Aussage. Diese Aussage soll dieselbe Aussage sein, die ich schon niedergeschrieben habe. Diese Aussage ist die Aussage, daß x in y nicht zu beweisen ist. Hier jetzt der neue Satz: „ x ist im System y nicht zu beweisen“, ist im System y nicht zu beweisen“.

Damit aber hat sich etwas verschoben. Damit hat sich der Sinn der ersten Aussage verschoben. Wie ist das passiert? Die Antwort ist verblüffend und führt uns sogleich zu Hegel zurück. Die Verschiebung des Sinns, die die erste von der zweiten Aussage trennt, resultiert aus einem – Selbst-Zitat. Die erste Aussage hat sich zitiert und dadurch dementiert.

Nun wird man fragen, was das mit Hegels Logik und insbesondere mit seiner Spekulation über den Anfang zu tun hat? Um das zu verstehen, müssen wir uns nur klar machen, daß die erste Aussage, die Gödel bildet, die Aussage ist, mit der er *anfängt*. Der Satz, der sich danach zitiert, dieser Satz ist ein Anfang. Indem er ihn durch sein eigenes Selbstzitat modifiziert und verändert, wiederholt Gödel Hegels Ausgangspunkt, den Anfang seiner Logik.

Und auch er verliert sich dabei. Verliert sich und seine Autor-
schaft. Denn was sind, wie man zu sagen sich angewöhnt hat, gödeli-
sierte (also selbstzitierte) Aussagen? Es sind unscharfe Aussagen, es
sind Aussagen, über deren Wahrheitswert, über deren Aussage keine
Klarheit mehr herrscht. Eine gödelisierte Aussage ist eine uneindeu-
tige Aussage. Sie hat sich der Verfügungsgewalt dessen, der sie her-
stellt, entzogen.

Eine Gödelisierung ist ein sich selbst lesendes und in seinem Lesen
sich selbst schreibendes System. Diese doppelte Funktion, diesen
doppelten Mechanismus verklammert das Selbst-Zitat. Dabei wer-
den Autor und Leser an den Rand geschoben, deplaziert und margi-
nalisiert, weil sie dem Sog dieser Bewegung, die vor sich selbst, die
vor den Autor fällt, nicht entgehen.

Autor und Leser stecken als Schachtel in der Schachtel, kleiner
Zweig einer endlosen Verzweigung. Und wir werden wieder auftau-
chen, wir Leser und Schreiber, zurückkehren aus dem Schacht der
ständig veränderten Vergangenheit, angeschwemmt im Zitat des
Zitats, Zutat, Beiwerk, Passagiere. Die Gödelisierung läßt ihre
Black Boxes, ihre Schachteln sich selbst zitierend passieren,
öffnet sie wieder und wieder, liest in sich, in ihnen als Buch ihrer
selbst, zapft, um eine Formulierung Monods abzuwandeln, ihre
Voraussetzung „auf den Wegen an, die das Programm festgelegt
hat, dessen Ausführende sie ist“.¹⁸

Gödels Formalismus beschreibt die Aufhebung, die Einschachte-
lung von Autor und Leser, Gödels Formalismus beschreibt ein
System, das sich von ihnen befreit, das sich selbst lesend schreibt,
Gödels Formalismus beschreibt den Text als Text, den Text ohne
Bezeichnetes, die lebende, die sich barrierende Schrift.

Daß man diesen Text mit Gödels Formalismus und also auch mit der
Logik Hegels nicht nur beschreiben, sondern erzeugen kann, bedingt
die vielleicht hartnäckigste Verkennung des Idealismus. „Dank
Gödels Satz hat der Geist immer das letzte Wort“¹⁹ – das könnte
von Hegel sein, wenn der, von dem es ist, nicht den Fleck, den
Schatten übersehen hätte, den Gödels Satz zwar erzeugt, doch **nie-**
mals beherrscht. Sicher ist es richtig, daß jedes System, das „stark
genug ist, um selbstbezügliche Aussagen zu enthalten . . . ein ‚maß-
geschneidertes‘ Loch trägt“²⁰, unvollständig ist, eine Art kritischer
Masse erreicht hat, mit der es explodiert. Auch Hegels Logik ist in
einem gewissen Sinn explodiert. Sie fliegt, wortwörtlich, auseinan-

der. Ihr Ende breitet sich aus, ihr Anfang breitet sich aus. Beide bilden Umgebungen, in ihrer wechselseitigen Übercodierung expandiert das System.

Es kann expandieren, weil es sich selbst zitiert; es kann sich zitieren, **weil** es sich selbst organisiert; es kann sich selbst organisieren, weil es nicht zu bestimmen ist; es ist nicht zu bestimmen, weil es unentscheidbare Stellen enthält; es enthält sie, weil es gödelisierbar ist.

Diese Kette, die Kettenreaktion, zeigt nicht nur die eine, die ‚erzeugende‘ Seite des logischen Formalismus, sie zeigt auch jene Nacht, in der, wie alle Träume, der idealistische Traum abrollt: das letzte Wort des Geistes, ist sein letztes. Nach ihm, und ich glaube, daß Hegel das wußte, wird es nur noch eine negative Form der Identität geben können, eine, wenn man so will, Gödelisierung unseres Gödelisierungsvermögens.²¹ Wir führen uns den blinden Fleck ein, machen uns unvollständig, identifizieren uns, indem wir uns ändern, indem wir uns modifizieren, machen uns – wie das System – unbestimmbar und frei.

Zweitens

Schlüsse(l)

Vom Werden zum Etwas

Es wird wohl so sein, daß bis heute niemand den Schlüssel fand, der Hegels Logik erschließt, bis ins letzte erschöpft, den Schlüssel, der überall paßt, nicht nur hier oder da, der weite Zyklen schlägt und liest, lesen kann, zu lesen erlaubt. Das System und sein Gesetz. Weniger, **weil** es den Schlüssel nicht gibt, sondern zu viele. Negation der Negation, sich selbst erkennende Methode, dialektischer Dreischritt, Inhalt und Form, an-sich und für sich – wahllos fast stecken sie in der Logik, von Hegel angebracht, der an ihnen drehte und dabei nicht er-, eher abschloß. Stutzig macht, daß das nicht zum ersten Mal da passiert, wo Hegel mit Schlüsse(l)n hantiert, am Schluß. Weil der Schluß der Logik ein Schloß ist, hat er „mit ihrem Anfang gemein, daß er eigentlich nichts zu artikulieren erlaubt, was nicht, indem es artikuliert wird, auch schon dazu tendiert, den Kontext des Gedankens zu verdunkeln, der sein Thema ist“.²² So kann die Bewegung des Abschlusses beschrieben werden: der Schlüssel steckt nicht, damit man öffnen, der Schlüssel steckt, damit man

schließen kann. Ihre Vielzahl zeigt keine Zugänge an, kein hermeneutisches Paradies. Je mehr Schlüssel wir finden, desto besser ist der Text verriegelt, dem sie passen. Der versperrte, der gesperrte, der barrierte Text. Und wir verstehen, warum am Schluß und seinem Schloß der Anfang einfällt: auch er sperrt aus, besitzt einen Schlüssel nur, **um** sich zu schließen. Das ist kein Zufall, das ist Selbstorganisation. Eine Selbstorganisation „kann keine Methode kennen, die ihrer Selbstentfaltung abstrakt gegenüberstünde“.²³ Keinen Schlüssel, der öffnet. Ihre Methode gehört ihr allein, ihr Schlüssel ist das, womit sie noch die kleinsten, noch die letzten Öffnungen belegt.

Trotzdem wird dieser nur zum Schluß taugliche Schlüssel nicht überflüssig sein, im Gegenteil. Denn das unterscheidet ihn von unseren Schlüsseln, von den Schlüsseln, die wir am Bund tragen, die wir in wartende Schlösser, in Texte stoßen, die so abgerundet, vollständig und sinnvoll werden. Der Schlüssel zur Logik *ist* die Logik, in ihr sind Schlüssel und Schloß nicht zu trennen, in ihr sind, wenn denn der Text jenes Schloß bildet, in den das Verstehen als Schlüssel paßt, Text und Verstehen des Textes identisch. Das gilt nicht für uns, für unser Verständnis, das gilt vom Text: der sich selbst verstehende, der sich selbst lesende, der sich selbst erschließende und damit für uns verschlossene, geschlossene, abgeschlossene Text.

Damit können wir schließen.

Und ‚schließen‘ soll hier nicht ‚aufhören‘ heißen, schließen heißt hier: etwas entlassen. Etwas von uns und unserem Zugriff ausschließen. Ein Stückchen Freiheit in einer nach allen Seiten erschlossenen, ja, erbrochenen Welt. Ein selbstorganisiertes System muß ein freies System sein – es gehorcht nur sich selbst, sich und seinem von ihm selbst gebildeten Schlüssel, seinem Gesetz.

Die Logik ist ein Schlüssel-Text. Ein Schlüssel-Text ist ein Text, der sich in seinem Vollzug schließt.

Wenn es stimmt, daß Hegel „selbst bei großer methodischer Anstrengung“ die Mittel nicht gefunden hätte, „sich über die logische Praxis seines Grundwerkes zu verständigen“²⁴, wenn er „mit fast ungläublicher Virtuosität (tut), wovon er zugleich nicht weiß, was es ist“²⁵ – dann war Hegel, war der Autor Hegel, das, wenn man so sagen kann, ‚System‘ Hegel, *nicht* selbstorganisiert.

Wie immer die Strategie dieses Vorwurfs zu deuten ist – gibt es eine *écriture automatique*? –, er gibt die Bedingung für Hegels Programm an, indem er sie ihm, Hegel, abspricht: um sich selbst zu erkennen, sich selbst zu lesen und zu schreiben, muß man wissen,

was man tut, muß, anders **ausgedrückt**, Sein und Denken identisch sein. Das ist **banal**. Jedenfalls solange die Identität von Sein und Denken **unmittelbar** gilt wie am Anfang der Phänomenologie, mit deren Ende die Logik beginnt. Weniger banal erscheint sie, sobald man sie aus der Verbindung liest, die die Systeme bei aller Trennung **auch** verschaltet: in der Logik „ist dasjenige die Voraussetzung“, was aus der Betrachtung der unmittelbaren Einheit von Denken und Sein „sich als Resultat erwiesen hatte“ (I, 67) und nicht diese selbst. Auf die Einheit folgt die ‚Gewißheit‘, man kann auch sagen: die **Unmittelbarkeit** wird reflexiv. Wissen, was man tut, jene Qualität, die **Hegels System zu –**, ihm selbst aber abgesprochen werden soll, muß sich selbst zum Gegenstand haben. Entscheidend aber ist, daß sich dabei die Einheit erhält, daß Denken und Sein, obwohl sie jetzt reflexiv getrennt sind, wie von einer Spiegelung, einem inneren Riß, einem Blick, einer Distanz durchzogen – identisch bleiben. Dem Wissen vom eigenen Tun darf das Tun nicht zum Gegenstand werden, sich nicht ablösen, es muß, wie Hegel sagt, „Einheit mit seiner Entäußerung“ (I, 68) bleiben: Hegel, der nicht weiß, was er tut und unaufhörlich *davon* spricht.

Davon, daß die **Gewißheit** Denken und Sein in ein Verhältnis setzt, ohne sie zu trennen, davon, daß die Gewißheit Sein und Denken zugleich und doch nicht unmittelbar vollzieht, davon, daß es bei der Gewißheit um ein anderes Wissen, ein neues Wissen geht und daß der, der das weiß, anders weiß als in der trennenden, der distanzierenden, der linearen Diskursivität, die man bei ihm vermißt.

Das ist die Logik sich selbst organisierender und damit abschließender Systeme: sie verfügen über einen Schlüssel und öffnen sich nicht; sie kennen ihr Gesetz und **nennen** es nicht; sie bestimmen sich selbst und trennen sich nicht; sie sprechen von sich, ohne über sich zu reden.

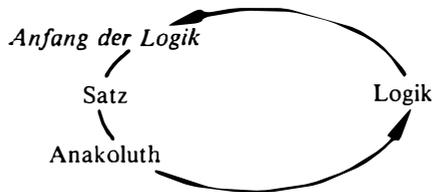
Es gibt mehr als eine Möglichkeit, dies verschlungene Selbstverständnis der Logik, die wie mit Tüchern verhüllt, wie versiegelt, wie wattiert wirkt, auszudrücken: etwas, das an-sich ist, wird für sich, kehrt auf sich selbst zurück, negiert, was es negiert, um unmittelbar **und** wissend bei sich selbst zu sein. Spielarten, Spiegelungen, Schattierungen eines Systems, das sein Gesetz erkennt. Doch nicht so, und darauf zielt Hegels ‚Gewißheit‘, daß sich damit etwas trennt, hier das Gesetz, die Regel, die Struktur; dort das, was folgt, was ausführt und gehorcht, nicht so, daß uns damit die Chance gegeben wäre, die Spalte im System, den Riß, seine Kluft verstehend zu beset

zen, nicht so, daß das Gesetz sein System, sondern System *und* Gesetz sich zusammen bilden. Das System kennt sein Gesetz, das Gesetz ist ihm nicht äußerlich, es führt sich aus, ohne Zwang, es regelt, es organisiert sich selbst.

An dieser Stelle kommt erneut der Anfang der Logik ins Spiel. Und das in einer mehrfachen Hinsicht. Erinnern wir uns. Auch am Anfang der Logik steht eine Art Bewegung, die davon handelt, daß zwei sich äußerliche Gegenstandsbereiche ineinander verschoben werden. Diese Gegenstandsbereiche sind ein Satz und das, von dem er handelt: das Sein. Als Satz und Sein, von dem der Satz spricht, sind beide Bereiche getrennt. Es gehört nicht viel dazu, in dieser Trennung genau die Trennung vorformuliert zu finden, von der die Logik hier und jetzt handelt: die Trennung zwischen einem Gesetz, einer Regel, einer Struktur und dem, wovon sie gelten. Auch der Satz gilt vom Sein, auch der Satz regelt das Sein, auch der Satz gibt dem Sein eine Struktur. Diese Trennung, diesen Riß hat Hegel danach im Anakoluth aufgehoben, das auf den Satz gefolgt ist. Im Anakoluth finden Satz und Sein zueinander, in ihm minimiert sich die Distanz, die beide trennt.

Also können wir sagen, daß die Bewegung, die am Anfang der Logik steht und vom Satz zum Anakoluth reicht, von der Logik „nur“ wiederholt werden muß, damit ihr das, was sie sich vorgenommen hat, gelingt.

Was hat sie sich vorgenommen? Sie hat sich vorgenommen, jene Einheit, die zwischen Anakoluth und Sein herrscht, reflexiv zu bestimmen, ohne sie dabei erneut zu verlieren. Damit ist alles gesagt. Die Logik als Logik wird die Bewegung ihres Anfangs wiederholen und sich dabei als ein System begründen, das zugleich geschlossen und vollkommen (selbst-)transparent ist. Auf diese Weise hat Hegel vielleicht als erster ein sich selbst bildendes, ein sich selbst organisierendes System in dessen ureigener Logik gedacht und, soweit es seine Mittel erlaubten, formalisiert.



Das möchte ich erklären.

Indem er *über* etwas spricht, bildet der erste Satz der Logik jene Öffnung, als deren Schließung sie bestimmt ist. Diese Verschiebung, die den Gang der Logik als eine Art Umweg erscheinen läßt, ist kein Zufall auch kein Unfall. Im Gegenteil hätte sich die Logik ohne ihren lückenhaften Anfang gar nicht bilden können, die Lücke in der Logik ist ihre notwendige Bedingung, die Bedingung ihrer selbst bzw. ihres Selbst als Selbst Bestimmung, Selbst-Organisation und Selbst-Darstellung. Die Logik stellt *sich* dar, indem sie zeigt, wie *sie* den Satz schreibt, mit dem sie anfängt.

Was nicht bedeutet, „daß die ganze Logik im Blick auf ihre Darstellung wiederholt werden müßte“²⁶ – sie ist diese Wiederholung schon, weil sie sich als Wieder-Holung ihres Anfangs darstellt. Damit verschwindet der Unterschied von Form und Gehalt, mit dem der Satz den Beginn dissoziiert: die metalogische Bemerkung über das Sein wird Eigentum des Seins²⁷, d. h. mit ihm vermittelt und dieser Übergang „als Übersetzung des ‚Gehalts‘ einer (Vor)-Stufe des Denkens in die Form des Denkens gedeutet“²⁸

Das berühmte Individuell-Allgemeine, die Aufhebung der Differenz zwischen Abstraktion und Konkretion können sich in der Logik darstellen, weil die Logik den Bruch in ihrem Anfang, „das Gedoppelte von Erläuterung und Gebrauch“²⁹, von „Sprache und Darstellung“, die sich von der Sprache, „in der die Darstellung sich voll zieht“³⁰, unterscheidet, von Objekt- und Metasprache schließt.

Und dieser Schluß wird ihr Schluß sein, ihr Ab-Schluß. Indem die Logik die Bewegung vom Satz zum Anakoluth als ihren *eigenen* Gang erzeugt, impliziert sie sich ihr Gesetz, gelangt sie vom an sich zum für-sich, hat sie sich rekonstruiert und reflektiert, zitiert sie sich, kommt sie auf ihren eigenen Anfang zurück, auf ihren Grund, ihre Voraussetzung, hat sie, „unter Bedingungen zu stehen, in ihr selbst gesetzt“³¹

So wird die, wenn man so will, „transzendente Differenz“³² zwischen Satz und Sein sowohl „unaufhebbar“, schließlich fing die

Logik damit an, „als auch im Sinne der Selbstdifferenzierbarkeit – aufgehoben“³³ sein, weil die Logik am Ende über ihren Anfang verfügt, den sie verfügt.

Ich möchte jetzt zeigen, wie das geht.

Zu diesem Zweck vergleiche ich das Verfahren Hegels mit dem Gödels etwas genauer. Denn wie Hegel zu zeigen versucht, daß die

Bewegung am Anfang der Logik *in* der Logik artikuliert werden kann, „zeigt Gödel, daß metamathematische Sätze *über* einen formalisierten Kalkül tatsächlich durch arithmetische Formeln *innerhalb* des Kalküls repräsentiert werden können“.³⁴

Gödel ordnet Zahlen zu. Jedes Zeichen, jedes Element, jede Formel, jeder Beweis des metamathematischen Systems erhält eine eindeutige Zahl. Damit verschiebt sich der Entscheidungsraum. Von nun an „läßt sich ein metasprachlicher Satz über Ausdrücke des Kalküls und deren Beziehungen zueinander auffassen als ein Satz über die entsprechenden Gödelzahlen und *deren* arithmetische Beziehungen zueinander“.³⁵ Das numerische System entscheidet, in seinen Verknüpfungen hat sich der Gehalt der es bestimmenden Aussagen abzubilden, auszuweisen, darzustellen. Weil sich die Beziehungen der Metatheorie „vollständig in numerische Abhängigkeitsbeziehungen zwischen den entsprechenden arithmetischen Formeln“³⁶ widerspiegeln, wird das Wissen über dies System nicht mehr neben oder hinter, sondern ganz in ihm verhandelt. Das ist der Sinn der Gödelisierung: Einbeziehung der Theorie *über* beliebige Objekte *in* Objekte.

Von nun an ist es möglich, die Relation, die ein metasprachlicher Ausdruck bildet, mit Mitteln des Systems auszusprechen, von dem er gilt.³⁷

Gödel arithmetisiert. Hegel affirmiert.

Und die Hegelsche Affirmation fällt wie eine Gödelzahl in den Anfang des Anfangs.

Die unmittelbare Rückwendung, die den Anfang, indem sie ihn als die Affirmation des Seins setzt, auf seinen eigenen Beginn führt, stellt sich als *Dasein* dar, das die unbestimmte Unmittelbarkeit, von der der erste Satz des Anfangs handelt, in *bestimmte* Unmittelbarkeit übersetzt. Die Setzung und die Übersetzung. Die Affirmation und die Wiedergabe der Metatheorie im Objekt: eine jener „Äquivokationen“, die als „verbreitetster Einwand gegen die angebliche Unklarheit“³⁸ gelesen werden³⁹ und doch nur „Hegel-Zahlen“ sind.

Das Sein ist das unbestimmte Unmittelbare; das Dasein ist das bestimmte Unmittelbare; so lautet die Transformation, die Zuordnung der Hegel-Zahl, der Ausdruck des metalogischen Satzes im Bereich, den er absteckt, **begrenzt**, definiert und bestimmt. „Das Dasein entspricht dem Sein der vorherigen Sphäre“ (I, 117), so spe-

zifiziert Hegel und gibt seine erste Übersetzung bekannt. Sie geht vom Sein aus und nicht vom Nichts, weil der Satz, den sie transformiert, vom Sein spricht.⁴⁰

Daß die Bestimmung des Seienden „in der Daseinslogik als ein, sagen wir, metalogischer Begriff“ erscheint, ist richtig. Daß die „Theorie selber (ihn) nicht oder jedenfalls nicht zureichend thematisiert“⁴¹ auch. Doch geschieht dies nicht aus einem Unvermögen Hegels, sondern weil das Seiende als Dasein erst der halbe Weg zum Ausdruck metalogischer Begriffe auf Objektenebene ist.

Hegels Affirmation	Gödels Arithematisierung
Aussagen über das Sein → Dasein	Aussagen über Zahlen → Zahl

Metatheoretische Aussagen bilden Beziehungen ab. Das ist zu übersetzen. Von der durch Gödel- bzw. Hegel-Zahlen gebildeten Übersetzung sind nicht bloß statische Transformationen, nachbuchstabierende Reflexe – sind Abbildungen von Reflexionen verlangt.

Gödel übersetzt die Übersetzung noch einmal und führt sie in die erste ein. Die Übersetzung der Übersetzung der Übersetzung. Der Trick ist einfach. Die Zahlen, aus denen die Metatheorie nach der Erweiterung durch die Gödelisierung dieser Metatheorie besteht, sind ihrerseits gödelisierbar. Sie können nochmals umgeschrieben, übersetzt werden und bilden eine nun zweifache Spiegelung der ersten Relation. Also eine Spiegelung, die sich auf sich beziehen kann, die den metalogischen Bezug nicht ab, sondern mit ihren eigenen Mitteln schreibt, die sich auf sich selbst bezieht wie vorher die metalogische Formel auf sie.

Ich möchte das kurz andeuten.

Als Zahlzeichen für Zahlen sei definiert:

1 = s0, 2 = ss0, 3 = sss0, 4 = ssss0 etc.

Der Satz, mit dem Gödel operiert, lautet: „x ist unbeweisbar“.

$\downarrow \quad \downarrow \quad \downarrow$
 Dieser Satz sei in Zahlen übersetzt: 1 2 3

Diese Zahlen kann man als Zahlzeichen auffassen und als solche für jenes x einsetzen, das in Gödels Satz auftaucht: s0, ss0, sss0.

Dieser metalogische Satz ist nun als ganzer durch Zahlzeichen, also durch das, von dem er gilt, formulierbar: $s0, ss0, sss0, ss0, sss0$. In Worten: „X ist unbeweisbar“, ist unbeweisbar.

Und das externe Verhältnis, die externe Beziehung ist intern geworden. Das Ausgesagte spricht sein es Aussagendes aus. Signifikate werden signifikant. Der Text buchstabiert sich, zitiert sich, dann führt er sich aus.

Auch Hegel affirmiert weiter. Nach der ersten die zweite Affirmation. Wie Gödel die Arithmetisierung expandiert, intensiviert er seine Affirmation.

Das Sein und das Dasein. Das Dasein und die Realität.

Hier der neue Satz, der Satz, der die Objektsprache spiegelt und multipliziert, mit dem sie sich über sich selber beugt und ihre erste Abschrift entziffert, liest: Die Realität ist das bestimmte Mittelbare, die Realität ist als „die in reflektierte Form gesetzte Bestimmtheit ... vom Dasein ununterscheidbar“.^{42 43}



Hegel hat mit der Unmittelbarkeit des Seins begonnen und hört, zumindest vorläufig⁴⁴, mit einer in sich reflektierten Realität auf.

Damit aber hat Hegel eine Art Abfolge gebildet, die in sich kohärent ist und dennoch zu einem Ergebnis führt, das dem Ausgangspunkt entgegengesetzt ist. Diese Abfolge ist der Grund, warum ich Hegel mit Gödel vergleiche. Wie Gödel Axiome bildet, die von ihrer Ausformulierung gestürzt werden, bildet Hegel Affirmationen, die das, von dem sie ausgehen, modifizieren. Denn obwohl jene Affirmation, die er „Dasein“ nennt, ihren Ausgangspunkt, das Sein, nicht verfälscht und auch die „Realität“, die auf dieses Dasein folgt, das Dasein unverändert übernimmt, hat die Realität in ihrer Reflektiertheit das Sein – modifiziert. Zwischen den einzelnen

Schritten gibt es keinen Bruch. Das Sein ist vom Dasein und das Dasein ist von der Realität ununterschieden. Ja, wir könnten zwischen all diese Namen Gleichheitszeichen schreiben, um Hegels Affirmationen Stück für Stück wiederzugeben. Dabei spielt es für mich keine Rolle, ob diese Theorie der Affirmation hieb- und stichfest ist. Man kann sie kritisieren. Das aber kann man Gödels Theorie der Arithmetisierung auch. Doch was im Vorfeld einer solchen Kritik festzuhalten bleibt, sind zwei Deduktionsketten, die, ohne daß ihre jeweiligen Glieder brüchig wären, Ausgangs- und Endpunkt der Kette verschieben.

Denn wie Hegel hat auch Gödel genau das getan. Er hat Abfolgen konstruiert, deren *einzelne* Schritte ganz und gar kohärent sind und in ihrem Ergebnis trotzdem zu einer Variation ihres Ausgangspunktes führen.

Indem die zweite Affirmation jenes Seins, das der Satz aussagt, indem die Realität auf die heimliche Bestimmung, die in diesem Satz liegt, offen anspielt – reflektiert und modifiziert Hegels Logik ihren Beginn. Das war das Ziel. Das Ziel ist erreicht.

Im Verhältnis von Dasein und Realität wird die in Aussage und Ausgesagtes gespaltene *Form* des ersten Satzes zur Aussage selbst.⁴⁵ Hier liegt der Brennpunkt des Spiegels, in dem sich der Text erstellt, sich die Logik zitiert: zerrissen in Aussage und Ausgesagtes, in Gewißheit und unwissendes, bloß titulierte System – schließt sich das Wissen mit seinem Gegenstand, die Gewißheit in ihrem Objekt und die Aussage mit dem sie Aussagenden zusammen.⁴⁶ Nur Schrift, nur Zeichen, nur Signifikant.

Das ist nicht mehr Hegel, das ist auch schon Gödel, das sich (fast) erstellende Anagramm. Auch und gerade für Gödels Kalkül ist „es von größter Wichtigkeit“, daß die zweite Übersetzung und also die letzte Übernahme der ursprünglich metamathematischen Teilung in Signifikant und Signifikat eine „benennende Funktion zur Bezeichnung einer Zahl“⁴⁷ ist, ohne daß damit der Reiß wiederholt, endlos **durch** die Übersetzung geschleppt würde, als Echo weiter und weiter klingt: die Zahl, die bezeichnet wird, ist selber ein Zeichen, ist bzw. war die erste Gödelzahl, die Repräsentation einer Zahl.

Und wie Hegel findet Gödel den Weg zur internen Ausbildung externer Relata, wie Hegel stößt Gödel auf diesem Weg, der durch mehrfach montierte Spiegel, multiple Übersetzungen führt – auf das Paradox, das Rätsel eines sich selbst sein Gesetz, sein Wissen, seine Reflexion einbildenden Systems. Paradox und Rätsel, mit dem es

schließt, sich selbst regelt, bezeugt und erzeugt, mit dem es für uns verschwindet. Das ist die Modifikation in der mehrfachen Übersetzung, die Schrift, die das, was sie abschreibt, korrigiert und verändert. „Text“.

Gödel ging von einem Satz aus, der die Unbeweisbarkeit eines beliebigen Sachverhalts ausdrückt und kam zum Satz, der von sich selbst die Unbeweisbarkeit dieser Behauptung behauptet – wir sagen: er kam von der in Signifikant und Signifikat gespaltenen Form zum Gehalt dieser Spaltung, ihrer Selbstreflexion. Das ist die berühmte „formal unentscheidbare Formel“⁴⁸, die in der Arithmetik konstruiert werden kann, die nicht Widersprüche aus Widersprüchen, sondern den Widerspruch aus der Widerspruchlosigkeit zeugt. „Denn obwohl die Formel nicht entscheidbar ist, wenn die Axiome des Systems widerspruchsfrei sind, kann nichtsdestoweniger ... gezeigt werden, daß sie wahr ist“⁴⁹

Widerspruchsfrei sind die Sätze, von denen die hier besprochenen Übersetzungen ausgehen: sie schließen entweder die Mittelbarkeit des Seins oder die Beweisbarkeit eines Sachverhalts aus. Widersprüchlich wird die Reflexion dieses Ausschlusses als Modifikation ihres Ausgangs: aus einer in Form *und* Gehalt gespaltenen, wird eine beides vereinende Formel erstellt.

„Aufgehoben wird nicht die Einheit“, sie zeigt sich ja gerade als die vom Spiegelspiel der Transformationen erzeugte Wahrheit ihrer Vorgabe, aufgehoben „wird bloß ihre Unmittelbarkeit“⁵⁰, die versteckte Bestimmung in der Unbestimmtheitsbezeugung des Satzes, die Beweislosigkeit der Behauptung vom fehlenden Beweis. Das Unmittelbare wird mittelbar und damit wahr: noch ein Dogma der Hegelschen Lehre.

Soll das nun heißen, daß Hegels Philosophie gödelisiert werden kann und Gödels Mathematik affirmativ verfährt? Sicher nicht. Zwischen Hegels und Gödels Methoden gibt es Unterschiede. Diese Unterschiede sind unaufhebbar. Und trotzdem gibt es Gemeinsamkeiten. Sie betreffen allerdings nicht die Gegenstandsbereiche, die von beiden behandelt werden. Vielmehr betreffen sie die Art und Weise, in der diese Gegenstandsbereiche angelegt sind. Sowohl Gödels Unvollständigkeitstheorem als auch Hegels Logik untersuchen Systeme, die sich auf sich selbst beziehen. Dabei spielt es nur eine untergeordnete Rolle, *welches* System sich auf sich bezieht. Wichtiger erscheint zunächst, *wie* dieser Selbstbezug erzeugt wird. Das ist die Ebene, von der her mein Vergleich seinen Sinn erhält.

Selbstbezügliche Systeme wählen, bei aller Verschiedenheit, durchaus vergleichbare Strategien, um sich herzustellen. Einige dieser Strategien sind uns aufgefallen. Interessanterweise beziehen sie sich alle auf gewisse textuelle Momente, die Hegels und Gödels Methoden auszeichnen. Das soll nicht heißen, daß keine anderen Verfahren denkbar sind, in und mit denen selbstbezügliche Systeme entstehen. Vielleicht tauchen diese *signifikanten* Verfahren gerade hier auf, weil es sich um mehr oder weniger *artifizielle* Systeme handelt, deren Selbstbezug untersucht werden soll.

Wie dem auch sei, weisen sie bei aller Verschiedenheit *eine* grundsätzliche Ähnlichkeit auf. Diese Ähnlichkeit bezieht sich auf eine Art Schlüsselfunktion selbstbezüglicher Systeme, und ich glaube, daß in ihr ein Charakteristikum aller solcher Systeme erscheint. Selbstorganisierte Systeme sind uns entzogen. Zumindest teilweise entwinden sie sich jenen Bestimmungen, mit denen wir sie fassen wollen. Und vielleicht erklärt sich das daher, daß selbstorganisierte Strukturen die wie auch immer rudimentäre Bedingung *lebender* Systeme sind. Was einer recht modernen Umschreibung idealistischer Denkmodelle nahekommen könnte.

Das ist der Grund, warum die, sagen wir einmal, „Analogie“ zwischen Hegel und Gödel über die Ähnlichkeit in ihren Methoden aber auch hinausgeht.

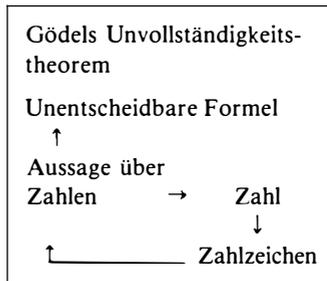
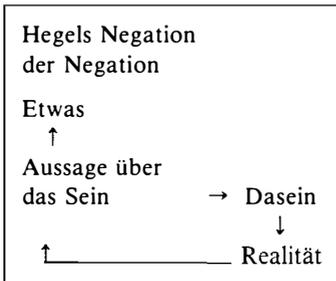
Bei Hegel wie bei Gödel läßt sich ein sich selbst reflektierendes, ein sich wissendes System nur über oszillierende, nicht zu analysierende, für uns und unser Verstehen nicht auflösbare und deswegen ‚freie‘ Sätze erzeugen.

Das ist der zweifache Beweis von der Unvollständigkeit selbstbezüglicher Systeme: er nennt nicht deren, er nennt unsere Grenze. Die Beziehung zwischen erster und zweiter Affirmation, zwischen Dasein und Realität, Bestimmtheit und Bestimmtem hat ihre Vorgabe, hat den Anfang des Anfangs der Logik in einem unanalysierbaren, unentscheidbaren Verhältnis reflektiert.

Hier der Name, den Hegel wählt, um diesen verschlungenen Weg, diesen zweifach zu deutenden blinden Fleck im Selbstbezug, dies verzweigte Zentrum der gelungenen Vermittlung von Objekt- und Metasprache, von Vermittlung und Vermittlungslosigkeit auszudrücken. Etwas. Etwas, das ist das „Faktische“ am Dasein als dessen „Unterschied an ihm und das Aufheben dieses Unterschieds“ (I, 123), im Etwas bestimmt sich das Dasein als mit seiner Bestimmtheit verschlungen, verzahnt und also als Reflexion des Satzes vom

Sein: im Etwas ist das Dasein „nicht als unterschiedslos, wie Anfangs, sondern als wieder sich selbst gleich durch Aufhebung des Unterschieds, die Einfachheit des Daseins vermittelt durch dieses Aufheben“ (I, 123). Etwas, das ist die erste Selbst-Reflexion „als einfache seiende Beziehung auf sich“ (I, 123).

Und um all das, die Verzweigung, die Differenz, die Diffusion, die Oszillation, die Abschließung, Aufhebung und Bezug, Kontur und Gestalt zusammenzufassen, alles Doppelte, alles Mehrfache, alles Überlappende, teilweise sich Deckende und doch auch Überstehende, Heraushängende, Hervorschauende – sagen wir: „das Etwas ist die erste Negation der Negation“ (I, 123). In der Negation der Negation finden sich Objekt und Metasprache, Darstellung und Erläuterung, als Negation der Negation, geheime Formel und ebenso geheimnisvolle Methodenreflexion, organisiert sich das Hegelsche System. In ihr, in ihrem mehrfachen, ihrem multiplen Schritt beugt sich die Logik über sich, liest sie sich,



ihren Anfang und saugt alles ein: äußere Gewißheit, die Spaltung in Inhalt und Form, das Signifikat, das externe Gesetz.

Negation der Negation, das ist die Übersetzung der Übersetzung, das ist die von der Logik selbst gebildete Metalogik, die Arithmetik der Metamathematik: Gödel und Hegel. Einen beliebigen Anfang transformieren (1. Negation), dann diese Transformation transformieren (2. Negation) – und der Bezug zwischen beiden Transformationen (Negationen) wird die selbstgewisse Affirmation des Anfangs sein.

Man hat die Unvollständigkeit eines symbolischen Systems, daß das, was es „zeigt oder verrät“, „nicht notwendig“ das ist, „was es selbst sagt oder sagen kann“⁵¹, mit Hegels Dialektik zusammen

gebracht: sie soll der Kommentar „immer höherer Ordnung“ sein, „ein immer wiederholtes metalinguistisches Verfahren“, die „über unsere Begriffe und Auffassungen etwas aussprechen, das in ihnen nicht ausgesprochen wird oder ausgesprochen werden kann“.⁵² Wenn es gelingt – und das ist entscheidend – diese Methode zur Auslegung eines Systems, das sich in einer der Methode nicht mächtigen Sprache bewegt, mit Mitteln *dieser Sprache* zu erzeugen, dann ist auch die interdisziplinäre Übersetzung gelungen, der Brückenschlag im Brückenschlag, der Schritt von der Philosophie zur mathematischen Logik. Von Hegel zu Gödel, der bewies, „daß gewisse Sätze in einer Sprache . . . in dieser Sprache unbeweisbar sind“, weil sie „ihre eigene Unbeweisbarkeit aussprechen“.⁵³

So spricht man über sich, ohne zu reden, so schließen sich Objekt- und Metasprache zusammen, ohne verständlich zu sein.

Und es bleibt nicht länger offen, ob auch das nur für uns gilt, für uns, die wir hören, die wir sich selbst organisierende, sich selbst sprechende Systeme belauschen: textuell, buchstäblich wie sie sich erzeugen, tragen sie den Signifikanten in ihre Schrift ein – und sind **barriert**, gesperrt.

Das ist das Geheimnis von der Störung im Selbstverhältnis selbstbezüglicher Größen: sie sind über Signifikanten, sie sind über den Text als Text gebildet, was sie allen Definitionen und Bestimmungen entzieht, weil Text und Signifikant sie unvollständig machen, weil der Weg, auf dem sie fliehen, als Strich durch ihr Selbst gebahnt ist.

So wird der Riß des Systems, die Kluft zwischen dem, was es sagt, **und** dessen Bedeutung, die Spaltung in Signifikat und Signifikant, Zeichen und Sinn, Darstellung und Erläuterung vom Kommentar dieses Bruchs, von der Dialektik nicht geschlossen, wie man Lücken, ein Loch schließt: der Riß schließt sich selbst und *weil er das kann*, wird es ihn geben. Deswegen modifiziert ein selbstorganisiertes System seinen Anfang, seinen Grund: noch die eigene Bedingung, die Lücke im Anfang der Logik wird von ihr reproduziert **und** verändert. Statt Voraussetzung zu bleiben, kleine Verschiebung, mit der und durch die alles beginnt, Drift, die die Sprechweisen divergent hält – folgt die Lücke aus ihrem ‚Schluß‘, aus dem Selbstbezug eines Systems, der sich über den Signifikanten, den Text als Text, das Selbstzitat hebt.

Ein System, das seine eigene Unbeweisbarkeit beweist und seine Unbestimmbarkeit bestimmt, das, wenn man so will, sein Schweigen spricht und sein Sprechen schweigt, ist geschlossen, geschlossen im

Wissen seiner selbst, dem Kreis seiner Sprachen, geschlossen und nicht geschlossen, weil dies Wissen, weil diese Sprachen unbestimmbar, unbeweisbar und unentscheidbar sind.

(wird fortgesetzt)

- 1 WOLFGANG WIELAND: *Bemerkungen zum Anfang von Hegels Logik*, in: (ROLF PETER HORSTMANN, Hrsg.>) *Seminar: Dialektik in der Philosophie Hegels*, Frankfurt: Suhrkamp 1978, 194f. Aber auch: THEODOR W. ADORNO: *Skoteinos oder Wie zu lesen sei*, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 5, Frankfurt: Suhrkamp 1971, 352.
- 2 W. WIELAND: a.a.O., 198, der von Hegels „Exhaustionsverfahren“ spricht.
- 3 Hegels Logik zitiert nach: G. W. F. HEGEL: *Werke in zwanzig Bänden*, Bd. 5 (I) bzw. Bd. 6 (II), Frankfurt: Suhrkamp 1976.
- 4 GÜNTHER MALUSCHKE: *Kritik und absolute Methode in Hegels Dialektik*, Bonn: Bouvier 1974, 164.
- 5 RYOSUKE OHASHI: *Zeitlichkeitsanalyse der Hegelschen Logik*, Freiburg/München: Alber 1984, 39.
- 6 LOTHAR ELEY: *Hegels Wissenschaft der Logik*, München: Fink 1976, 106.
- 7 a.a.O., 101.
- 8 HANS FRIEDRICH FULDA: *Das Problem einer Einleitung in Hegels Wissenschaft der Logik*, Frankfurt: Klostermann 1965, 52.
- 9 a.a.O., 86.
- 10 a.a.O., 87.
- 11 MICHAEL THEUNISSEN: *Schein und Sein*, Frankfurt: Suhrkamp 1980, 114.
- 12 H.-F. FULDA: *Das Problem . . .*, 9.
- 13 JOSEF SIMON: *Das Problem der Sprache bei Hegel*, Stuttgart: Kohlhammer 1966, 193.
- 14 M. THEUNISSEN: a.a.O., 127.
- 15 J. SIMON: a.a.O., 185.
- 16 Hilbert zitiert nach: HERBERT MESCHKOWSKI: *Problemgeschichte der neueren Mathematik, 1800 1950*, Mannheim/Wien/Zürich: Bibliograph. Institut 1976, 284.
- 17 WOLFGANG STEGMÜLLER: *Unvollständigkeit und Unentscheidbarkeit. Die metamathematischen Resultate von Gödel, Church, Kleene, Rosser und ihre erkenntnistheoretische Bedeutung*, Wien: Springer 1959, 3.
- 18 Vgl. HANS BLUMENBERG: *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt: Suhrkamp 1981, 407 f.
- 19 J. R. Lucas zitiert nach DOUGLAS R. HOFSTADTER: *Gödel, Escher, Bach*, Stuttgart: Klett 1985, 505.
- 20 a.a.O., 503 f.
- 21 Vgl. a.a.O., 510 und 761.
- 22 DIETER HENRICH: *Hegels Logik der Reflexion*, in *Hegel im Kontext*, Frankfurt: Suhrkamp 1971, 103.
- 23 a.a.O., 102.
- 24 a.a.O., 104.
- 25 M. THEUNISSEN: a.a.O., 88.
- 26 D. HENRICH: *Hegels Logik der Reflexion*, a.a.O., 103.
- 27 „Somit zählt Hegel die metalogische Begründung logischer Formen zur Logik selbst hinzu“, HANS LENK: *Kritik der logischen Konstanten*, Berlin: de Gruyter 1968, 257. Vgl. auch HINRICH FINK-EITEL: *Dialektik und Sozialethik, Kommentierende Untersuchungen zu Hegels Logik*, Meisenheim: Hain 1978: „Kategorien sind ohne externen Applikationsbereich zu untersuchen: sie sind ihre eigene Applikation, das Prädikat ist die Selbstthematizierung des Subjekts“. 26.

- 28 BRUNO PUNTEL: *Darstellung, Methode und Struktur*, Bonn: Bouvier 1973, 194: und weil die Logik sich damit *selbst* organisiert, braucht kein außerlogischer Standpunkt angenommen zu werden, um den Sinn der Logik zu verstehen. Den versteht sie allein, ihr Prozeß ist ihr Verstehen. Vgl. B. PUNTEL, 237.
- 29 L. ELEY: a.a.O., 42.
- 30 a.a.O., 40.
- 31 WOLFGANG MARX: *Hegels Theorie logischer Vermittlung*, Stuttgart/Bad Cannstatt: Fromann-Holzboog 1972, 71.
- 32 WOLFGANG MARX: *Spekulative Wissenschaft und geschichtliche Kontinuität*, in: (IRING FETCHER, Hrsg.): *Hegel in der Sicht neuerer Forschung*, Darmstadt: Wiss. Buchges. 1973, 253.
- 33 ebenda.
- 34 ERNEST NAGEL, JAMES R. NEWMAN: *Der Gödelsche Beweis*, München/Wien: Oldenburg 1979, 68.
- 35 a.a.O., 77.
- 36 Vgl. D. R. HOFSTADTER: a.a.O. 285 und natürlich Gödel selbst: „The procedure described above yields an isomorphic image of the System PM in the domain of arithmetic, and all metamathematical arguments can just as well be carried out in this isomorphic image“, KURT GÖDEL: *On formally undecidable Propositions*, in: (JEAN VAN HEIJENOORT, Hrsg.): *From Frege to Gödel*, Massachusetts 1967, 597.
- 37 TH. W. ADORNO: a.a.O., 343.
- 38 Vgl. M. THEUNISSEN, der von „belastenden“ Äquivokationen spricht, a.a.O. 261.
- 39 Vgl. M. THEUNISSEN, der sich fragt, warum Hegel den Versuch, das Werden als Ganzes und also auch das Nichts als dessen Moment schon im Beginn der Daseinslehre zu behandeln, „bei der Umarbeitung der Logik fallen ließ“, a.a.O., 193.
- 40 a.a.O., 194.
- 41 M. THEUNISSEN: a.a.O., 218.
- 42 Es ist merkwürdig, daß Rademaker gerade diesen Übersetzungsschritt in seinem Kommentar der objektiven Logik ausläßt. HANS RADEMAKER: *Hegels „Objektive Logik“*, Bonn: Bouvier 1969.
- 43 Natürlich handelt es sich bei der Reflektiertheit der Realität um eine noch vorläufige Form der Reflexion. Vgl. HEGEL: *die Mittelbarkeit der Realität*, der Akzent, daß „sie die Bestimmtheit, also auch die Negation enthält“ (I, 118), ist ihr „versteckt“ (I, 118). Diese Vorläufigkeit kann aber nicht bedeuten, daß sie, wie Theunissen meint, die „Wahrheit“ im Bezug von Dasein und Bestimmtheit des Daseins „ungewollt“ aufscheinen läßt (M. THEUNISSEN: a.a.O. 226).
- 44 Hier dürfte der Grund dafür liegen, daß die Bestimmtheit die Form der Aussage selber ist. Vgl. DIETER HENRICH: *Formen der Negation in Hegels Logik*; in: *Hegel Jahrbuch*, Köln: Pahl-Rugenstein 1974, 245f.
- 45 Hegels Bestreben, „Sätze mit Sätzen zu bekämpfen“, unterscheidet also sehr wohl „zwischen den semantischen und syntaktischen Funktionen der Sprache“, IVAN SOLL: *Sätze gegen Sätze*, in: *Hegel Jahrbuch*, 1974, a.a.O. 45.
- 46 E. NAGEL/J. R. NEWMAN: a.a.O. 87.
- 47 a.a.O., 91.
- 48 ebenda.
- 49 M. THEUNISSEN: a.a.O. 229.
- 50 J. N. FINDLAY: *Hegel der Realist*, in: *Hegel Studien*, Beiheft 1, Bonn: Bouvier 1964, 143.
- 51 a.a.O., 141.
- 52 a.a.O., 143 (Hervorhebung von mir).

ZU DEN BEIDEN DEUTSCHSPRACHIGEN AUSGABEN VON FREUDS „ENTWURF EINER PSYCHOLOGIE“

Horst Wittenbecher

Freud sandte das Originalmanuskript im Herbst 1895 an Wilhelm Fließ. Unter dem Titel *Entwurf einer Psychologie* ist es erstmals 1950 bei Imago Publishing Co., Ltd. in London erschienen, herausgegeben von Marie Bonaparte, Anna Freud und Ernst Kris, in: Sigm. Freud: *Aus den Anfängen der Psychoanalyse. Briefe an Wilhelm Fließ, Abhandlungen und Notizen aus den Jahren 1887 1902*. Ich beziehe mich auf den mit einigen Korrekturen versehenen Nachdruck von 1975 der Paperback Ausgabe des S. Fischer Verlags 1962. Ziffern in Klammern mit einem davorgesetzten A (A . . .) verweisen auf die Seiten dieser Ausgabe. Die zweite deutschsprachige Ausgabe ist 1987 in völlig neuer Transkription von Ingeborg Meyer Palmedo im Nachtragsband der Gesammelten Werke (Frankfurt: S. Fischer) erschienen. Die Herausgeberin des Nachtragsbandes ist Angela Richards unter Mitwirkung von Ilse Grubrich Simitis. Ziffern in Klammern (. . .) verweisen auf die Seitenzahlen dieser Ausgabe. Ein in Klammern gesetztes M mit nachfolgender Ziffer (M . . .) verweist auf die Seitenzahl in: Sigmund Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ 1887 1904, Ungekürzte Ausgabe*, herausgegeben von Jeffrey Moussaieff Masson, deutsche Fassung von Michael Schröter, Frankfurt: S. Fischer 1986.

„Eigentlich spukt der ‚Entwurf‘ in sämtlichen, auch den spätesten theoretischen Schriften Freuds herum.“ (383) „Der ‚Entwurf‘ ist und bleibt ein von seinem Schöpfer verworfenes fragmentarisches Werk.“ (385) Beide Zitate sind in der editorischen Einleitung zum *Entwurf einer Psychologie* im Nachtragsband nachzulesen. Der Schöpfer spukt also mittels seiner Schöpfung – verworfen, fragmentarisch – bis in seine letzten Arbeiten herum. Fragmentarisch sind alle Schriften, mehr noch, ist das Gesamtwerk Freuds. Das Sammelbecken, das Fundament dieses Werkes, des Freudschen Denkens, ist der Briefwechsel mit Fließ einschließlich des *Entwurfs*. Es an dieser oder jener Stelle aus dem Fragmentarischen zu lösen, es schließen zu wollen, hat eine Abrundung, eine Stornierung der unbewußten Vielfalt im Gefolge.

Freud: „Ich meine, wir dürfen unseren Vermutungen freien Lauf lassen, wenn wir dabei nur unser kühles Urteil bewahren, das Gerüst nicht für den Bau halten.“ (GW II/III, 541). Die Lektüre des *Entwurfs*, mühsam genug, ist eine gute Übung, dieser Verwechslung von Gerüst und Bau vorzubeugen. Im *Entwurf* entfaltet sich das Gerüst mittels einer energetisch neurologischen Ausdrucksweise, die den Bau verdeckt, allenthalben ahnen läßt als die Differenz und Relation zwischen b und c (s. u.).

Sicher hat Freud sich gegen eine Veröffentlichung des Briefwechsels gewehrt (376), den *Entwurf* selbst in unmittelbarem zeitlichen Zusammenhang seiner Entstehung Fließ gegenüber in den Bereich eines nicht zu verstehenden Geisteszustandes verwiesen (M 158). Der Schluß, dieses Werk sei von seinem Schöpfer, besser diese seine darin enthaltenen Enthüllungen seien von ihm verworfen worden, ist trotzdem – meine ich – falsch, sogar tendenziös (s. u.). Freud beruft sich in der *Notiz über den „Wunderblock“* (eine Arbeit, die in bei den Ausgaben mehrfach angemerkt ist) u. a. auf den *Entwurf*, wenn auch nicht – da unveröffentlicht – ausdrücklich; er beruft sich auf eine Vorstellung, „die ich mir längst über die Funktionsweise des seelischen Wahrnehmungsapparats gemacht, aber bisher für mich behalten habe.“ (GW XIV,8). In dem Brief vom 25. Mai 1895 quält sich Freud mit der „Funktionslehre des Psychischen“ herum (M 130). Funktionsweise des seelischen Wahrnehmungsapparates im Jahre 1925; Funktionslehre des Psychischen im Jahre 1895 – der *Entwurf* verworfen? Daß dem nicht so ist, ließe sich an dieser wie an vielen anderen Stellen über Textvergleiche nachweisen, wozu die Herausgeber selbst mehrfach auffordern.

Relativ geschlossene psychoanalytische Theorien wie die Ich Psychologie, die Objektbeziehungs-Theorie, die Narzißmustheorien wären zu überprüfen, ob sie auch den in den Briefen an Fließ und damit dem *Entwurf* geäußerten Gedanken gerecht werden oder eine Abkehr von dem sogenannten frühen Freud beinhalten.

Der „Psychologie für den Neurologen“, wie Freud Fließ gegen über den *Entwurf* in seinem Entstehungsjahr 1895 einführt (M 129), haftet wie den Briefen überhaupt der Umstand an, daß sie wohl nie unvoreingenommen, sondern immer schon im nachhinein, von gefestigten theoretischen Positionen aus gelesen worden ist. Das eine Mal, in den *Anfängen* von 1950, ist der Anmerkungs- und Verweisungsapparat den theoretischen Positionen der Herausgeber Marie Bonaparte, Anna Freud und Ernst Kris verpflichtet. Das andere

Mal, im Nachtragsband, wurde dieser Apparat übernommen von der *Standard Edition* aus dem Jahre 1966 von James Strachey, mit Ergänzungen textkritischer Art von Ingeborg Meyer Palmedo (375).

Ein Beispiel der voreingenommenen Lektüre des *Entwurfs* in den *Anfängen*, also der Ausgabe von 1950: In der Anm. 1 zu Seite 326 (A 442) und in der Anm. 2 zu Seite 334 (A 443) wird aus dem *Entwurf* die Objektbeziehung bzw. die Beziehung zur frühen Objektbeziehung herausgelesen. Ich kann dem nicht folgen, im Gegenteil, die Objektbeziehung wird hier den angemerkten Textstellen, aber auch dem gesamten Kontext implantiert. Um umfangreiches Zitieren zu vermeiden, muß ich zur Überprüfung auf die angeführten Textstellen verweisen. In diesen Anmerkungen fehlt die Unterscheidung des Objektes im traditionellen Sinne der Erkenntnis vom psychoanalytischen Objekt des Triebes. Freud bietet zu dieser Unterscheidung im *Entwurf* durchaus Stoff, wenn vom „Ding“ zu lesen ist, im übrigen auch in der angemerkten Passage (A 443): Freud führt da mit aller Deutlichkeit die Unterscheidung zwischen dem *Ding* und dessen *Prädikaten* ein (A 335), was einige Seiten weiter ergänzt wird durch den Begriff des Subjekts mit der Konsequenz: „Und so sondert sich der Komplex des Nebenmenschchen in zwei Bestandteile, von denen der eine durch konstantes Gefüge imponiert, als *Ding* zusammenbleibt, während der andere durch Erinnerungsarbeit *verstanden*, d. h. auf eine Nachricht vom eigenen Körper zurückgeführt werden kann.“ (A 338) (426, 473) Durch Erinnerungsarbeit *verstanden*: Da formiert sich im *Entwurf* das Objekt der Psychoanalyse, d. h. das Objekt des Triebes. Bei der Lektüre der Freudschen Schriften wird stets darauf zu achten sein, in welchem Sinne Freud den Begriff Objekt gerade verwendet; er ist da eher unbekümmert und überläßt es seinen Lesern, Ordnung zu schaffen. Im Anmerkungsapparat vermißt man einen entsprechenden Hinweis, was dann den Anschein erweckt, daß die Objektbeziehungstheorie bereits im *Entwurf* vorgezeichnet sei.

Hinsichtlich des Triebes heißt es in der editorischen Einleitung des Nachtragsbandes: „Zwar gibt es neben äußeren Reizen auch endogene Erregungen; aber ihre Beschaffenheit wird kaum näher in Betracht gezogen. Die ‚Triebe‘ sind lediglich schattenhafte Wesenheiten, kaum je eigens benannt.“ (384) Vom Trieb mit dieser Bezeichnung lesen wir einmal im *Entwurf* (410).

Im Anschluß an obige Bemerkung über die Triebe als schattenhafte Wesenheiten erfolgt eine umfassende, in wenigen Sätzen vor-

getragene Interpretation des Freudschen Denkens, bis es in das *Ich* und das *Es* mündet. Dabei werden Aspekte des *Entwurfs* als vereinbar mit den Hypothesen der Informationstheorie und der Kybernetik angeführt, aber als ein Interesse ausgewiesen, das mit Psychoanalyse selbst wenig zu tun hat.

Nun, was hier als Behauptung wiederum von apodiktischem Charakter zu lesen ist, würde ich zumindest als Frage formulieren. Das Verbindende zwischen der Psychoanalyse, wie sie hier (382–385) vorgestellt wird, und Aspekten des *Entwurfs* bei der Beschreibung psychischer Phänomene in physiologischen Begriffen und deren Ähnlichkeit mit bestehenden modernen Ansätzen zur Lösung des nämlichen Problems liegt in der Rolle der Sprache: der Anknüpfung der Sprache an den psychischen Apparat und damit an den Organismus. Genau in dieser Beziehung ist Freud im *Entwurf* unter Einbeziehung späterer Fließ Briefe, insbesondere jenen vom 1. I. 1896 und 6. XII. 1896 (M 164 ff., 217 ff.) äußerst aufschlußreich, vielleicht nie wieder so präzise.

Zunächst aber und durchaus in diesem Zusammenhang sollen Bemerkungen zur Einschätzung der Sexualität in der editorischen Einleitung und den Anmerkungen des Nachtragsbandes folgen. Nach der Ausführung, daß die Sexualität in den theoretischen Teilen I und III kaum eine Rolle spielt, zur gleichen Zeit das *Weihnachtsmärchen* (M 169 ff.) von den Auswirkungen der sexuellen Erfahrung handelt (383 f.), heißt es: „Diese unguete Trennung zwischen klinischer und theoretischer Bedeutung der Sexualität konnte erst ein bis zwei Jahre später durch Freuds Selbstanalyse aufgehoben werden, die allererst zur Erkenntnis der infantilen Sexualität und der grundlegenden Bedeutung unbewußter Triebimpulse führte.“ (384) Immerhin wird in der Anm. 4 (447 f.) ergänzt, daß der Begriff der ‚Nachträglichkeit‘ eines Traumas seine Gültigkeit nicht gänzlich verloren habe.

Hier wäre nun wiederum eine gründliche Untersuchung erforderlich: Freud rückt im *Entwurf* von einem Verständnis der Zeit als einer a priori Form der Anschauung ab. Zunächst ist die Übertragung der $Q \dot{\eta}^1$ von einem zum anderen Neuron die Grundannahme über den Quantitätsablauf (402). Dann erst – also nach der Beschreibung von für das gemeine Verständnis in der Zeit ablaufenden Vorgängen, selbst der Unterscheidung von Tätigkeit und Ruhe, welcher Inhalt des ersten Hauptsatzes ist (387 ff.) – wird ein zweiter Charakter, der zeitlicher Natur ist, eingeführt: die Periode (402).

Freuds Erläuterungen zum ersten Hauptsatz nehmen unter dem Titel: *Die quantitative Auffassung*, sofort Bezug zur pathologisch-klinischen Beobachtung, verweisen auf Hysterie und Zwang, damit auf Teil II des *Entwurfs*, der Psychopathologie.

Wird man, werden die Herausgeberinnen in ihrer editorischen Einleitung den sich in der Beschreibung zum psychischen Apparat formierenden Gedanken Freuds gerecht, wenn sie eine un gute Trennung von klinischer und theoretischer Bedeutung der Sexualität unterstellen? Ohne Teil II, den klinisch psychopathologischen Betrachtungen zur Rolle der Sexualität bei Hysterie, hätten Teil I und Teil III nicht geschrieben werden können. Damit beginnt Freud.

Die Herausgeberinnen meinen, daß obige un gute Trennung, „erst ein bis zwei Jahre später durch Freuds Selbstanalyse aufgehoben werden (konnte), die allererst zur Erkenntnis der infantilen Sexualität und der grundlegenden Bedeutung unbewußter Triebimpulse führte.“ (384) Das ist eine sehr weitreichende Behauptung, wenn sie – was Anm. 4 (447) vermuten läßt – Freuds Aufgabe des Konzepts der ‚Nachträglichkeit‘ bzw. ‚Vorzeitigkeit‘ beinhaltet (448). Das hätte nun konsequenterweise auch die Aufgabe der Verdrängungslehre, der unbewußten Erregungsausbreitung (Verschiebungen, Verdichtungen) zur Folge.

Teil II endet mit dem Satz: „*Die Pubertätsverspätung ermöglicht posthume Primärvorgänge.*“ (451) Ohne die Besonderheit des sexuellen Bedürfnisses (sexuelles Bedürfnis im Unterschied zur Freudschen Verwendung des Begriffs der Sexualität als Libido), daß der Aufschiebung von dessen Befriedigung keine vitale Grenze gesetzt ist, gäbe es die Psychoanalyse nicht, auch nach der sogenannten Selbstanalyse Freuds nicht. Es ist eben heikel, von einer un guten Trennung zwischen klinischer und theoretischer Bedeutung der Sexualität auszugehen. Vielleicht liegt hierin der Grund, daß in der Psychoanalyse parallel zu und nach Freud die Pubertät (d. h. die Sexualität) zu Gunsten der infantilen Sexualität immer mehr vernachlässigt wurde, obwohl, was logisch ist, es ohne die Pubertät keine infantile Sexualität gäbe, direkter gesagt: Ohne die Pubertät (die dann und wann realisierte Möglichkeit der Reproduktion) würde sich niemand Gedanken über die infantile Sexualität machen können. Es gäbe sie nicht.

Ich verweise auf eine theoretische Grundlage im Werk Freuds: sekundäre Vorgänge sind die Bedingung für die Annahme von pri-

mären Vorgängen, gleichwohl bleibt im logischen (nicht kausalchronologischen) Sinne das Primäre primär und das Sekundäre sekundär.² Die Annahme des Primärprozesses – der Primärprozeß ist eine Fiktion (GW II/III, 609) erfolgt vom Sekundärprozeß her. Die Annahme einer primären, infantilen, prägenitalen Sexualität erfolgt von der erwachsenen, genitalen Sexualität her. Die angemerkt Vernachlässigung der ‚Nachträglichkeit‘ führt zu einer Krümmung der Libido Theorie, läßt die Psychoanalyse als eine traditionelle Entwicklungspsychologie derart erscheinen, daß die Phasen (oral-anal phallisch genital) auf einer linearen Zeitachse aneinandergereiht sind. Damit werden Freuds Gedanken zu dem ‚zweizeitigen Ansatz der Sexualität‘ und der ‚Zeitlosigkeit des Unbewußten‘ (so problematisch diese Beschreibungen auch sind) aus seinem Werk gestrichen. Freud: „So können z. B., was in der Folge [II. Teil] wichtig sein wird, alle sexuellen Erfahrungen keine Wirkung äußern, solange das Individuum keine Sexualempfindung kennt, d. h. im allgemeinen bis zum Beginn der Pubertät.“ (428) Also durchaus vor der sogenannten Selbstanalyse unterstellt Freud im *Entwurf* sexuelle Erfahrungen vor Beginn der Pubertät, nur daß diese (noch) keine Wirkung äußern. Freilich erhalten sie ihre Wirkungen von der Sexualempfindung der Erwachsenen, der Großen, der erfahrenen Individuen her: die Prägung der infantilen Sexualität erfolgt inter subjektiv, nicht biologisch. Das beinhaltet auch die Annahme einer Latenzzeit zwischen infantiler Sexualität und Pubertät als Ausdruck kultureller Gewohnheiten. Die (Aus)prägung der Phasen ist eine Wirkung der Menschwerdung (unterliegt kulturellen Einflüssen), die ihrerseits mit Beginn der Pubertät wirksam werden.

Versuchen wir, einen Moment innezuhalten, den *Entwurf* psychoanalytisch zu lesen: *Übertragung/Entbindung* (von Quantität), *Periode* (der Zeitvorstellung), *Bild* (visuelle Wahrnehmung, der Blick), *Brust* (die Differenz zwischen dem Bild der Mutterbrust mit der Warze in Vollansicht und einer Seitenansicht ohne die Warze), *Schenkel* (der spezifischen Aktion) wem konturierte sich da nicht das Bild der Frau, deren sekundäre Geschlechtsmerkmale die der Mutter sind. Hier gäbe es nun viel Anlaß zu Spekulationen über die Theorielust Freuds, die Theorielust überhaupt: „His Majesty the Baby“ (GW X, 157) klettert auf dem Körper der Mutter herum, forscht, entdeckt, wird fündig: Die Entfaltung des durch Erinnerungsrbeit verstandenen, auf eine Nachricht vom eigenen Körper zurückgeführten, des immer weiter, nie ganz zu verstehenden Teils

des Nebenmenschen (die Prädikate, Objekt des Triebes) in Abgrenzung zu dem als konstantem Gefüge imponierenden beisammenbleibenden Teil (dem Ding, das sich der Erkenntnis entzieht; das Objekt im traditionellen Sinne der Erkenntnis).

Ist da nicht Sexualität in den sogenannten theoretischen Ausführungen, hier gehemmte Sexualität, wie es der Sublimierung zukommt, im Spiele?

Wiederum macht stutzig, wie in der Einleitung von Ilse Grubrich-Simitis gemäß der Atmosphäre um James Strachey und Angela Richards Baby und Mutter bemüht werden, allerdings in einer anderen theoretischen Einbettung, der „area of cultural experience“ von Winnicott, dem Lehranalysanten von Strachey. (18) Freuds Zugriff, sein Begreifen des Nebenmenschen, der Mutter als erstem „erfahrenere(n) Individuum“ (410) bleibt direkter, mit besonderer Verbindung zum Nervensystem. Der *Entwurf* legt davon wohl auf jeder Seite Zeugnis ab. Diese in den Briefen an Fließ nachzuvollziehende Verstehensweise des Psychischen findet später ihre Ergänzung durch mythologische und ichpsychologische Betrachtungen, wird jedoch nie verlassen und setzt sich im Alter neuerlich durch.

Mit einer weiteren Einschränkung wird in der editorischen Einleitung des Nachtragsbandes der *Entwurf*, jedenfalls tendenziell, in den Bereich vor-analytischer Arbeiten Freuds gerückt: „daß es auf diesen Seiten in der Tat kaum etwas gibt, was auf eine Antizipation der psychoanalytischen Behandlungstechnik hinauslief. Freie Assoziation, Deutung unbewußten Materials, Übertragung – auf all dies gibt es kaum einen Fingerzeig.“ (383). Ich kehre die Aussage um: Freie Assoziation, Deutung und Übertragung im technischen Sinne würde es ohne den *Entwurf* als Teil der Briefe an Fließ nicht geben. Es gäbe die Psychoanalyse nicht.

Zur freien Assoziation: Dieser Begriff ist ohnehin überholt. Die Assoziation ist nicht frei, vielmehr muß sie gemäß dem Lustprinzip uneingeschränkt den Bahnen des Wunsches folgen. Jene Einschränkungen, die das Lustprinzip sich im Namen des Ich – die Aufmerksamkeitsbesetzung im *Entwurf*, das spätere Realitätsprinzip – gefallen lassen muß, folgen doch nur derselben Hinwendung zur Wahrnehmungsidentität (Todestrieb).

Freuds Erörterungen über das „praktische Denken“ veranlassen Anmerkungen zur „frühesten Form der ‚freien Assoziation‘ in der psychoanalytischen Technik“ (Anm. 1, 466). Im Anmerkungsapparat wird also durchaus darauf verwiesen. Wiederum enthält die

Annahme einer „frühesten Form“ die Tendenz, Freud als Psychoanalytiker, als Begründer der Wissenschaft Psychoanalyse aus seinem Fundus zu lösen; ihn gleichsam freischwebend den Bahnen der Wunschbesetzung (+ V) jener, die ihm folgten und folgen, zu überlassen, die Wunsch- von der Wahrnehmungsbesetzung (W) abzuspalten. (466 ff.) Als würde nicht auch zu lesen sein, „daß die Denkbahnungen alle erst bei hohem Niveau geschaffen worden sind, sich wahrscheinlich auch wieder bei hohem Niveau geltend machen, während die Assoziationsbahnungen, in Voll- oder Primarabläufen entstanden, wieder hervortreten, wenn die Bedingungen des unge[bundenen] Ablaufes hergestellt sind.“ (469) Gibt es eine präzisere Begründung für das analytische Setting, nämlich die den ungebundenen Ablauf herstellenden Bedingungen zu fördern, dermaßen durch die Konstanz und die relative Neutralität dessen, der zuhört, die Grundregel wirken zu lassen?

Zur Deutung unbewußten Materials: Da ist nochmals Anlaß, die Bedeutung der Sexualität zu betonen. Freud hat erst 1923 in: *Die infantile Genitalorganisation* (GW XIII, 291–298) bemerkt, bis dato die Genitalität übersehen zu haben, indem er sie nicht vom phallischen Partialtrieb unterschieden habe. Nun findet er zu einer Dialektik imaginerter Sexualität und der Aktivität der Partialtriebe. Während Freud die Genitalität in die Beschreibung einer vorgestellten Wunscherfüllung münden läßt: „Die Vagina wird nun als Herberge des Penis geschätzt, sie tritt das Erbe des Mutterleibes an“ (GW XIII, 298), wird die Aktivität der Partialtriebe dem periodisch pulsierenden Unbewußten, dessen ausstreckende Fühler zum Verkosten der äußeren Energie (nach *Notiz über den „Wunderblock“*) (GW XIV, 8) die Richtung anweisen.

In direkter sexueller Anspielung verkosten die sich im Liebespiel genießenden sexuellen Körper die Quantität, die Lustspannung, deren Lösung in der Imagination des Bildes vom Penis in der Herberge erfolgt.

Freud in einer Aufzeichnung vom 3. VIII. 1938: „Letzter Grund aller intellektuellen und Arbeitshemmungen scheint die Hemmung der kindlichen Onanie zu sein. Aber vielleicht geht es tiefer, nicht deren Hemmung durch äußere Einflüsse, sondern deren unbefriedigende Natur an sich. Es fehlt immer etwas zur vollen Entlastung und Befriedigung – en attendant toujours quelque chose qui ne venait point – und dieses fehlende Stück, die Reaktion des Orgasmus, äußert sich in Äquivalenten auf anderen Gebieten, Absencen, Ausbrüchen von Lachen, Weinen (Xy) und vielleicht anderem.“

– Die infantile Sexualität hat wieder einmal ein Vorbild fixiert.“ (GW XVII, 152)

In grober Anwendung des psychischen Apparates, wie er in der „Psychologie für den Neurologen“ und dem Brief vom 1. I. 96 (Anhang A 478–480) entworfen ist: Das System ω , die Summe der Realitätszeichen, weist der ψ Vorbesetzung, der Primärbesetzung mit psychischer Quantität ($Q\dot{\eta}$) die Wege an bei der Verkostung der äußeren Quantität ($Q-\varphi$). Mit anderen Worten: das Wahrgenommene, die Realitätszeichen, (die Summe der Objekte, d. i. das System ω , die Präfiguration des Es) verkostet die Wahrnehmung. In dieser den Trieb beschreibenden Aneignungsbewegung der wahrzunehmenden Lustspannung (sofern wir beim Liebespiel bleiben) wird, solange das Leben währt, eine Differenz aufrecht erhalten bleiben müssen, eine Differenz zwischen dem (energetischen) Niveau = 0 und einem zu erhaltenden, das Leben haltenden Mindestniveau ($Q\dot{\eta}$). „Es fehlt immer etwas zur vollen Entlastung und Befriedigung . . .“ (GW XVII, 152). Das Original der Wahrnehmung, einer Wahrnehmung auf dem Niveau = 0 bleibt unerreichbar: „Folglich kann die äußere Q der Objekte sich in ψ nicht durch psychische $Q\dot{\eta}$ ausdrücken.“ (453) Im Zuge der Aneignungsbewegung kann es nun tendenziell zum Sprung von Quantitäten zu bewußtseinsfähiger Qualität (die Funktion der Qualitätszeichen) kommen. Wiederum ist dem Trägheitsprinzip Genüge getan, denn mit der Bewußtwerdung erfolgt – wenn auch in ganz geringem Maße – Abfuhr von Quantität: „Wie bekannt, geht ja auch das sogenannte bewußte Denken mit leiser motorischer Verausgabung vor sich.“ (457)

Die dem Trägheitsprinzip, dem ersten Hauptsatz (388 ff.) verbundene Differenz zwischen Niveau = 0 und $Q\dot{\eta}$, zwischen Wahrnehmungs- und Denkidentität, zwischen der Haupt- und der Kompromißtendenz des Nervensystems, wie sie im Brief vom 20. X. 1895 (M 149 f.) beschrieben wird, ist die Grundlegung der das Leben haltenden Spannung, der Polarisierung von Wiederholungszwang und Lustprinzip, von Todes- und Lebenstrieb. Auf diese Differenz zielt die Deutung, dermaßen die neurotische Unerträglichkeit des Lebens erträglicher werden zu lassen: mögliches eingeschränktes Lusterleben (Denkidentität, Kompromißtendenz) aus der Unmöglichkeit eines vollen Lusterlebens (Wahrnehmungsidentität, Haupttendenz) zu lösen, dem im Symptom gebundenen Lust Zwang (wieder) andere Bahnen anweisen zu können.

Der Entwurf schützt vor der Faszination, wie sie die hartnäckig besetzten um den Ödipusmythos gruppierten imaginierten Kon

struktionen, das sind die neuronalen Niederschläge der frühkindlichen Forschungen um Herkunft (Zeugung), Geschlecht und Tod, unbewußt oder nicht, ausüben. In populären wie auch der Psychoanalyse internen Strömungen wird Freud oft genug, in zustimmender oder ablehnender Weise, auf die imaginierten Konstruktionen gemäß des Ödipusmythos reduziert. Die aber sind nur ein Zwischenstadium auf dem Weg zur Anerkennung eines Restes an Lust (der Mehrlust Lacans), der Differenz zwischen Niveau = 0 und $Q\dot{\eta}$, d. i. die Anerkennung der Kastration: „Es fehlt immer etwas zur vollen Entlastung und Befriedigung . . .“ (GW XVII, 152) Das Zusammenfallen der Bedürfnisbefriedigung, in Sonderheit der sexuellen, mit vollständiger Wunscherfüllung, dem Fluß von $Q\dot{\eta}$ bis zum Niveau = 0, würde die Grenze zwischen Leben und Tod überschreiten. Bereits aus diesem Grund enthält die Wunscherfüllungsannahme (im *Entwurf* und in der *Traumdeutung*) immer schon die Differenz zwischen der Wunscherfüllung und dem Versuch einer Wunscherfüllung. Im *Entwurf* heißt es unter dem Abschnitt *Die Traumanalyse*: „Bei vollständiger Ichentladung müßte der Schlaf traumlos sein.“ (434) Das aber wäre die Wunscherfüllung ohne Rest. Die Reaktion auf das fehlende Stück von Lust, von Wunscherfüllung ist der Orgasmus, wie es in obiger Aufzeichnung vom 3. VIII. 1938 heißt. All die neurotischen sexuellen Störungen resultieren aus einer imaginären Organbindung der Differenz zwischen Niveau = 0 und $Q\dot{\eta}$, zwischen Narzißmus und Trieb, d. i. die Kastration, an den anatomischen Unterschied der Geschlechter, dessen offensichtlichstes Merkmal, mit seiner Turgeszenz und seiner funktionsgerechten Möglichkeit zu verschwinden, der Penis ist.

Wenn die Deutung nicht so sehr auf den Sinn als vielmehr darauf geht, die Signifikanten auf ihren Nicht-Sinn zurückzuführen (Lacan, Seminar XI, 222), was in der energetischen Ausdrucksweise heißt, daß die Deutung auf den Nicht-Sinn dieses Restes an Lust, der Differenz zwischen Niveau = 0 und $Q\dot{\eta}$ zielt, dann liefert der *Entwurf* hierfür die Basis mit der Unterscheidung zwischen Bedürfnisbefriedigung und Wunscherfüllung. Ich verweise auf den Abschnitt: *Das Befriedigungserlebnis* (410 ff.) und Freuds Schluß, „daß die primäre Wunschbesetzung auch halluzinatorischer Natur war“. (435) Die Antizipation der Deutung, wie sie dem *Entwurf* zu entnehmen ist, besteht in der Unterscheidung der Halluzination von Identität, d. i. Wunscherfüllung ohne Befriedigung (Primärprozeß), und einer Befriedigung ohne vollständige Wunscherfüllung, d. i. die Anerken-

nung eines Restes an Lust (Sekundärprozeß). Nur in dem Falle einer Beschränkung der Deutung auf die imaginären Bedeutungen des unbewußten Materials wäre der Auffassung zuzustimmen, daß in diesem Text hierfür kaum ein Hinweis zu finden ist.

Zur Übertragung: Im *Entwurf* beschreibt Übertragung die Ausbreitung, die Ausdehnung von Q und Q̇. Die Beschreibung enthält nicht den zeitlichen (sekundären) Charakter dieser Ausdehnung. In komplexer Aussage: „Wenn man anstatt der Neurone Komplexe und anstatt der Vorstellung Komplexe setzt . . ., stößt man auf eine nicht mehr darstellbare Komplexität des praktischen Denkens und begreift, daß rasche Erledigung hier wünschenswert wird.“ (468) –: Die Übertragung beschreibt den Ersatz einer Wahrnehmung, oder genauer, den Ersatz der Erinnerung an eine Wahrnehmung – „die primäre Erinnerung einer Wahrnehmung (ist) stets Halluzination“ (434) – durch eine andere Wahrnehmung. Genau das aber ist auch eine sicher allgemeine und doch präzise Beschreibung der Übertragung im technischen Sinne. Begünstigt durch das analytische Setting, zu dem auch eine gewisse Konstanz gehört, wird der Ersatz der Erinnerung an eine Wahrnehmung zunehmend durch den Analytiker und sein Umfeld betreffende Wahrnehmungen erfolgen. Auf diesem Weg hin zur Wahrnehmungsidentität, die sich wie immer in der lebendigen Wunscherfüllung und deren Versagung mit Denkidentität begnügen muß, werden bei dem Durchlauf von Erinnerungsbildern Affekte mobilisiert mit all den Konsequenzen für das Übertragungsverhältnis und dessen analytische Bearbeitung.

Bisher habe ich mich kritisch mit dem Anmerkungsapparat beider Ausgaben und der Einleitung im Nachtragsband beschäftigt. Ich werde nun Gedanken zu dem Übertrag des Manuskriptes in die Druckvorlage, der Verwendung und Zuordnung von Abkürzungen, äußern. Es wird sich zeigen, welche bis weit in die grundlegenden Annahmen Freuds, in Sonderheit der Rolle der Sprache, hinreichenden Konsequenzen dabei auf dem Spiele stehen. An dieser Stelle sei zur Unterstreichung des Bisherigen und hinweisend auf das Folgende der Schluß gezogen: im Zuge der umfassenden, detaillierten und kritischen Auseinandersetzung mit dem *Entwurf* bleibt in beiden Ausgaben verdeckt, wie die Herausgeber von ihrer theoretischen Position her Politik, bisweilen handfeste Fußnotenpolitik, betrieben haben, eine Politik, die darauf zielt, Freud gemäß der auf eine objektive Realität rekurrierenden Wissenschaft lesbar zu machen, auf diese Weise seinem Werk die Schärfe zu nehmen mit der Ten-

denz, die Psychoanalyse in eine Psychologie des Vorbewußten umzubiegen.

Freuds Werk ohne die Sekundärbearbeitung durch seine Nachfolger erschüttert den Glauben an die Realität, läßt die Vorstellung einer objektiven, realen Welt schwinden. Die Briefe an Fließ läuten im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Realitätskrise für die Psychologen ein, die allerdings auch von den Psychoanalytikern weitgehend verleugnet worden ist, was in dem Verständnis der Psychoanalyse einer Verleugnung der Kastration gleichzusetzen ist. 1900, dem Jahr des Erscheinens der Traumdeutung, läutete Max Planck mit der Entdeckung des Wirkungsquantums die Realitätskrise der Physiker ein. „In der Wissenschaft ist es eines der bestgehüteten Geheimnisse, daß die Physiker ihren Halt an der Realität verloren haben“, heißt es in dem populärwissenschaftlichen Buch von Nick Herbert³ mit dem Titel: *Quantenrealität. Jenseits der neuen Physik* (31). 1920 erscheint *Jenseits des Lustprinzips*, eine neuerliche Umarbeitung der grundlegenden Enthüllungen Freuds, wie sie im *Entwurf* ihre erste Niederschrift gefunden haben. 1925 lieferte Werner Heisenberg die erste Quantentheorie mit dem Namen Matrizenmechanik (Herbert, 64). Die Frage nach einer Realität hinter der Theorie ist bis heute offen geblieben.

Im *Entwurf* entfaltet sich eine erste Zusammenschau primärprozeßhaften Denkens mit der Ankündigung eines Jenseits dieses den Gesetzen des Lustprinzips folgenden Denkens. Das Realitätsprinzip, die Modifikation des Lustprinzips, setzt dieses Denken in den Stand einer Niederschrift.

Die Niederschrift des *Entwurfs* bietet auch einen Vergleich von Freud und Lacan an, könnte auf einen Unterschied schließen lassen. Ich äußere da in der Frageform einen Eindruck, nicht das Ergebnis einer Untersuchung: führt Lacan mit der Einführung des Realen als vom menschlichen Geist neuerlich gesetzten Realität in eine religiöse Interpretation Freuds? Freud jedenfalls bleibt im *Entwurf* konsequent: „Folglich kann die äußere Q der Objekte sich in ψ nicht durch psychische Q_{η} ausdrücken. Die psychische Q_{η} bedeutet etwas ganz anderes, in der Realität nicht Vertretenes, und die äußere Q drückt sich wirklich in ψ durch etwas anderes aus, durch Komplexität der Besetzungen. . . . Dadurch ist aber die äußere Q von ψ abgehalten.“ (453)

Freud wird nie den Versuch einer Überbrückung dieser beiden Realitäten, in diesem Text dargestellt als psychische und äußere Q,

unternehmen, die eine hat mit der anderen nichts zu tun.

Mit Heisenberg ist es unmöglich „...zur Vorstellung einer objektiven, realen Welt zurückzukehren, deren kleinste Teile in der gleichen Weise objektiv existieren wie Steine und Bäume, gleichgültig, ob wir sie beobachten oder nicht.“ (nach Herbert, 51) Verbirgt sich in dem Realen gemäß des lacanschen Signifikanten SIR nicht doch eine solche Rückkehr?

Ich breche den Exkurs ab, in den ich über die Auseinandersetzung mit Tendenzen einer Freudlektüre geraten bin, die den *Entwurf* isoliert, ihn noch nicht als psychoanalytischen Text gelten läßt.

Gleichwohl wecken der Anmerkungsapparat, die Einleitungen beider Ausgaben und der Anhang der Ausgabe von 1987 in ihren thematischen und kritischen Ausführungen das Interesse, den *Entwurf* zu studieren.

Nicht ganz verständlich ist, warum der Brief vom 1. I. 1896 im Nachtragsband als Anhang A präsentiert wird. Der Verweis auf „Ernst Kris' Erläuterung der Modifizierungen, die Freud in diesem Brief ... an den im ‚Entwurf‘ entfalteten Auffassungen vornimmt“ (Anm. 1, 478), stimmt bedenklich. Auch wenn Freud selbst „eine komplette Umarbeitung aller meiner $\varphi \psi \omega$ Theorien“ (478) behauptet, leiten die Ausführungen im *Entwurf*, besonders unter den Abschnitten *Primärvorgänge Schlaf und Traum* (430 ff.) und *Die Traumanalyse* (433 ff.) bereits deutlich die Umarbeitung ein.

Darin sehe ich einen Vorteil der Ausgabe von 1950: Der *Entwurf* ist zwar chronologisch aus der Brieffolge ausgesondert. Er erscheint aber in demselben Buch. Die Isolierung der zweiten Ausgabe ist vollständiger, läßt den *Entwurf* in einem anderen Buch, dem Nachtragsband erscheinen und den entsprechenden Teil des Briefes vom 1. I. 1896 als einen Anhang. Irgendwie erinnert das an den zwangsneurotischen Abwehrmechanismus der Isolierung. Vielleicht liegt es daran, daß ich den *Entwurf* in den *Anfängen* nicht missen möchte, obwohl die Transkription im Nachtragsband jener in den *Anfängen* überlegen ist.

Die Überlegenheit besteht überwiegend in der genauen Wiedergabe der von Freud verwendeten Abkürzungen bzw. deren Ausschreibungen und der Anmerkung von Unklarheiten im Manuskript, was in der editorischen Einleitung erläutert wird (379 ff.). Die Erläuterungen in der Transkription 1987 gehen in das Detail des Manuskriptes und lassen keine Fragen offen. Nur an einer Stelle bleibt ein Wort (eine Abkürzung ohne Verweis) unklar: Pyschranke (433).

Auch die aus der *Standard Edition* übernommenen *Erläuterungen* sind oft *aufschlußreicher*, wenn etwa wiederholt auf *Freuds Verwendung* der Adjektive ‚mechanisch‘ und ‚biologisch‘ aufmerksam gemacht wird. Es ließen sich andere *Beispiele* editorischer Genauigkeit *anführen*. Ich will hier nur die Unterschiede der Transkription bezogen auf die Verwendung von Symbolen betonen:

1. In den Anfängen ist meist Quantität ausgeschrieben und je nachdem (Q) oder (Q $\dot{\eta}$) hinten angestellt, wo im Nachtragsband nur Q bzw. Q $\dot{\eta}$ steht. Dieser Unterschied hat durchaus Effekt: beim Lesen rückt „Quantität“ mehr in den Hintergrund, es erscheint eine eher formalisierte Sprache.

2. Im Nachtragsband wird von vornherein der in den *Anfängen* eher nachlässig gehandhabte wichtige Unterschied der Symbole W (Wahrnehmung) und ω (Wahrnehmungssystem) betont (381). Der Effekt dieser Unterscheidung ist die also auch schon im *Entwurf* enthaltene, im Brief vom 1. I. 1896 ausdrücklich erfolgte Abgrenzung des artifiziellen, sekundären Bewußtseins (gebunden an das System ω) von dem eo ipso involvierten Bewußtsein (W).

3. Das Symbol N (in zweierlei Schreibweisen) wird in den *Anfängen* ausgeschrieben mit Neuronensystem, im Nachtragsband mit Nervensystem. Der Effekt dieser anderen, dem Manuskript Freuds getreulicher folgenden Verwendung (Anm. 3, 388) ist die gedankliche Entfaltung eines Netzes von Verzweigungen mit Haupt- und Nebenwegen, einer Ausdehnung, die über die Wahrnehmungsorgane eine Grenzziehung zwischen ‚Innen‘ und ‚Außen‘ nicht zuläßt. Q $\dot{\eta}$, dessen aktiver Pol später der Trieb sein wird (der passive ist der Narzißmus), dehnt sich Körpergrenzen überschreitend aus: Die Körperöffnungen, deren Niederschlag im Nervensystem, spielen dabei eine bevorzugte **Rolle**. Lacan beschreibt diese Ausdehnung (der Libido) als ein exterritoriales Organ mit dem Namen Lamelle. Die topologische Anschreibung der Ausdehnung von Q $\dot{\eta}$ ist der psychische Apparat. Die Räumlichkeit ist eine Projektion davon. „Räumlichkeit mag die Projektion der Ausdehnung des psychischen Apparats sein. Keine andere Ableitung wahrscheinlich. Anstatt Kants a priori Bedingungen unseres psychischen Apparats. Psyche ist ausgedehnt, weiß nichts davon.“ (GW XVII, 152)

Genetisch führt die Sexualität mit der Möglichkeit posthumer Primärvorgänge die Nachträglichkeit – Umkehr der Vorzeitigkeit (448) – ein, die aber bindet das Leben an eine zeitliche Dimension, welche nicht erst in der *Traumdeutung* aufzutauchen beginnt, wie Lacan

erläutert (Seminar II, 144). Freud nennt sie im *Entwurf* die Periode. Die Periode beschreibt die wechselnden Abweichungen der über die Wahrnehmungsorgane das System φ erreichenden, differenten Perioden der Erregung von der Monotonie der psychischen (ψ) Eigenperiode. Das vermittelnde System ist ω . Die Abweichungen äußern sich als bewußtseinsfähige Qualitäten (die Funktion der Qualitätszeichen).

Im Anhang B der Ausgabe von 1987 wird „Die Natur von Q“ untersucht (480 ff.): „Wir haben also recht, wenn wir unser rätselhaftes Q, was immer seine eigentliche Natur sein mag, als Vorläufer eines der drei grundlegenden Elemente der Metapsychologie betrachten.“ (486) Zu diesem Schluß gelangt Anhang B; seit seiner Schrift über *Das Unbewußte* verwendet Freud die beiden Ausdrücke ‚ökonomisch‘ und ‚quantitativ‘ synonym. Im *Entwurf* erfolgt die Untersuchung des ökonomischen Faktors der Metapsychologie von der ersten Seite an in der Weise einer formalisierten Anschreibung mit den Symbolen Q und $Q\eta$. „So operieren wir also stets mit einem großen X, welches wir in jede neue Formel mit hinübernehmen“ (485), heißt es in *Jenseits des Lustprinzips*.

Wo ist der Ort dieses X bei der Lektüre des *Entwurfs*? Im Anhang B, wie auch in den editorischen Einleitungen und den Anmerkungsapparaten (beider Ausgaben) bleibt das X ganz dem Quantitätsbegriff der mechanischen Physik verhaftet. Dem ist entgegenzuhalten, daß Freud zur Zeit des Briefwechsels mit Fließ, nachlesbar im *Entwurf*, dieser Tradition jene Wendung gegeben hat, die den Weg in die Psychoanalyse öffnete: Das X rückte von der Betrachtung quantitativer Vorgänge in jene ihrer Bewußtwerdung im Sinne des sekundären artifiziellen Bewußtseins, des Bewußtseins, was etwas von sich weiß, im Unterschied zu dem eo ipso involvierten Bewußtsein, das als sensorische Rezeption der Außenwelt zu beschreiben ist. Der Angelpunkt der Wendung aus der mechanischen Physik in die Psychoanalyse ist das Verhältnis von Organismus und Sprache.

Da liefert der Anmerkungsapparat und die editorischen Kommentare kaum eine Hilfestellung. Entsprechend findet Lacan auch in der Ausgabe von 1987 keine Erwähnung, als wäre sein Seminar II⁴ im Jahre 1954/55 nicht gehalten worden. Lacan widmet dem *Entwurf* mehrere Sitzungen dieses Seminars und verfolgt die Wandlung des psychischen Apparates in den späteren Schriften Freuds.

Meine Lektüre des *Entwurfs* orientiert sich an diesem Seminar. Lacan untersucht hier nicht ausdrücklich das Verhältnis von Orga-

nismus und Sprache. Er wird später in *Das Begehren zu schlafen* (Übersetzung in dieser Zeitschrift, Heft 13, 3 5) in den Freudschen Texten die Anzweigung der Sprache an den Körper feststellen. Bei Gelegenheit wird hier der Faden wieder aufzunehmen sein, bei Lacans – wie ich meine – irrümlicher Annahme, daß Freud einen Irrtum begehe, „wenn er den Gedanken faßt, daß das Leben darauf zielen würde, zur Trägheit der als materiell vorgestellten Teilchen zurückzukehren.“ (Wunderblock, H. 13, 4) Dieser Freud unterstellte Irrtum verweist auf *Jenseits des Lustprinzips*, auf den Niederschlag der letzten großen Umwälzung einer Metapsychologie, wie sie sich aus dem *Entwurf* heraus im Freudschen Werk entfaltet.

Zurück zum Text: Freud verfolgt im *Entwurf* die verschlungenen Pfade der menschengewordenen Natur über die Berührungspunkte von Organismus und Sprache. Die „Neuronen Vorgänge [. . .] seien im ganzen Umfang zunächst als unbewußt zu betrachten und wie andere natürliche Dinge zu erschließen.“ (400) Die Anmerkung hierzu verweist auf die *physiologischen* Sachverhalte, wenn von den Neuronen-Vorgängen die Rede ist. Erst in der *Traumdeutung* werde Freud die gleiche Feststellung über *psychische* Ereignisse treffen können. (400) Wieder eine Abtrennung, dieses Mal der *physiologischen Sachverhalte von den psychischen* Ereignissen. Dem stelle ich eine fundamentale Annahme Freuds gegenüber, wenn es im *Abriß* (1938) heißt: „Gerade das ist es, was die Psychoanalyse tun muß und dies ist ihre zweite fundamentale Annahme. Sie erklärt die vorgebliebenen somatischen Begleitvorgänge für das eigentliche Psychische, sieht dabei zunächst von der Qualität des Bewußtseins ab.“ (GW XVII, 80) Freud würdigt im Anschluß die Psychoanalyse, die es über die „andere Auffassung, das Psychische sei an sich unbewußt, gestattet, die Psychologie zu einer Naturwissenschaft wie jede andere auszugestalten. [. . .] Es entspricht dann auch ganz unserer Erwartung, daß die Grundbegriffe der neuen Wissenschaft, ihre Prinzipien (Trieb, nervöse Energie u. a.) auf längere Zeit so unbestimmt bleiben wie die der älteren Wissenschaften (Kraft, Masse, Anziehung).

Alle Wissenschaften ruhen auf Beobachtungen und Erfahrungen, die unser psychischer Apparat vermittelt. Da aber unsere Wissenschaft diesen Apparat selbst zum Objekt hat, findet hier die Analogie ein Ende. Wir machen unsere Beobachtungen mittels desselben Wahrnehmungsapparats, gerade mit Hilfe der Lücken im Psychi-

schen, indem wir das Ausgelassene durch nahe liegende Schlußfolgerungen ergänzen und es in bewußtes Material übersetzen.“ (GW XVII, 80 f.)

Wie aber sollte die Übersetzung erfolgen, wenn nicht vermittelt der Buchstaben, welche ihrerseits in freier Natur nicht vorkommen, wie uns Freud in dem Bilderrätsel (Rebus) der *Traumdeutung* wissen läßt (GW II/III, 284). Die Erschließung der wie andere natürliche Dinge zunächst als unbewußt zu betrachtenden Neuronenvorgänge unterliegt einer Wandlung der „freien Natur“ in den Aufbau eines psychischen Apparats. Freud liefert uns energetisch technische Hilfsvorstellungen zum Funktionieren dieses mit sprachlichen Mitteln der Übersetzung physikalischer Vorgänge in die symbolische Artikulation dienenden Apparats.

Beispiele:

1. „Nun kann es geschehen, daß während des Q Ablaufes auch ein motorisches Neuron besetzt wird, das dann $Q\eta'$ abführt und ein Qualitätszeichen liefert. Allein, es handelt sich darum, von allen Besetzungen solche Abfahren zu erhalten. Sie sind nicht alle motorisch, müssen also zu diesem Zweck mit motorischen Neuronen in eine sichere Bahnung gebracht werden.

Diesen Zweck erfüllt die *Sprachassoziation*.“ (455) Freud gibt im Anschluß eine detaillierte Beschreibung seiner Vorstellungen über die Besetzungen (Teilströme) der Klang- und Wortbilder, der Vorbesetzung der Wortbilder wie der ω Abfuhrbilder, die Leistungen der Sprachassoziation: „Die *Sprachabfuhrzeichen* [...] stellen die Denkvorgänge den Wahrnehmungsvorgängen gleich, verleihen ihnen eine Realität, und *ermöglichen deren Gedächtnis*.“ (456) Dieser Telegrammstil kann nur Anregung zur eigenen Lektüre und zu einer Meditation über die dazugehörige Anmerkung (Anm. 3, 455) sein. In dieser Anmerkung wird die „Rolle der Sprache im psychischen Geschehen und insbesondere in der Unterscheidung zwischen unbewußten und vorbewußten Prozessen“ verfolgt mit vielfachem Verweis auf die *Studienausgabe*. Diese Verweise in ihrer gründlichen Vielfalt basieren auf einer bereits vorab getroffenen Entscheidung, nämlich der Rolle der Sprache *im* psychischen Geschehen. Meine Lesart des *Entwurfs* führt zu einer anderen Entscheidung: die Rolle der Sprache für die Geburt des Psychischen. Das Psychische als Produkt der Verknüpfung von Organismus und Sprache, in obiger Passage wäre das die Verknüpfung der Vorbesetzung der ω Abfuhrbilder und der Vorbesetzung der Wortbilder. Im Anschluß betrachtet

Freud die „biologische Entwicklung dieser höchst wichtigen Assoziation“ (456), der Sprachassoziation, womit die Ausführungen in dem Abschnitt *Das Befriedigungserlebnis* (410 ff.) wieder aufgenommen werden: die Rolle der Sprachassoziation, der spezifischen Aktion, der höchst wichtigen Sekundärfunktion der Verständigung, der anfänglichen Hilflosigkeit des Menschen als der *Urquelle* aller *moralischen Motive*. In Teil III, dem Versuch die normalen ψ -Vorgänge darzustellen, finden diese Ausführungen ihre Ergänzungen in einer Spekulation über die Erfindung der Sprache: „Wo man sonst vor Schmerz keine guten Qualitätszeichen des Objektes erhielt, dient die *eigene Schreinachricht* zur Charakteristik des Objektes. Es ist also diese Assoziation ein Mittel, die *Unlust* erregenden Erinnerungen bewußt und zum Gegenstand der Aufmerksamkeit zu machen, die erste Klasse *bewußter Erinnerungen* ist geschaffen. Es braucht nun nicht viel, um die Sprache zu erfinden. Es gibt andere Objekte, die konstant gewisse Laute von sich geben, in deren Wahrnehmungskomplex also ein Klang eine Rolle spielt.“ (457)

2. Diese mögliche Erfindung der Sprache erfolgt nachträglich, setzt eine an Sprache gebundene Annahme voraus: „Die Wunschbesetzung betreffe ganz allgemein Neuron *a* + Neuron *b*, die Wahrnehmungsbesetzung Neuron *a* + Neuron *c*. Da dies der häufigere Fall sein wird, häufiger als der der Identität, erfordert er genauere Erwägung. Die biologische Erfahrung wird auch hier lehren . . . , daß es unsicher ist, Abfuhr einzuleiten, wenn die Realitätszeichen nicht den ganzen Komplex, sondern nur einen Teil davon bestätigen. Es wird aber jetzt ein Weg gefunden, die Ähnlichkeit zur Identität zu vervollkommen. Der Wahrnehmungs-Komplex wird sich durch den Vergleich mit anderen Wahrnehmungs-Komplexen zerlegen in einen Bestandteil Neuron *a* eben, der sich meist gleichbleibt, und in einen zweiten, Neuron *b*, der zumeist variiert. Die Sprache wird später für diese Zerlegung den Terminus *Urteil* aufstellen und die Ähnlichkeit herausfinden, [. . .] wird Neuron *a* das *Ding* und Neuron *b* dessen Tätigkeit oder Eigenschaft, kurz dessen *Prädikat* benennen.“ (423)

Ich unterstreiche: *Die Sprache wird später die Ähnlichkeit herausfinden*, nur das ist biologisch verwertbar. Fallen Wunsch- und Wahrnehmungsbesetzung ($a b = a b$) übereinander, ist das biologisch nicht verwertbar. Der Effekt dieser biologischen Verwertbarkeit ist das *Psychische*, die Differenz zwischen $a b$ und $a c$, also zwischen b und c . Freud reduziert die Formalisierung im *Entwurf* auf

drei kleine Buchstaben: *a*, *b* und *c*. Diese zentrale Passage, aus der heraus sich mancher Weg in das Freudsche Werk verfolgen läßt, erfährt in den Anmerkungsapparaten beider Ausgaben und im Sachregister des Nachtragsbandes keine Beachtung hinsichtlich der Rolle der Sprache.

Ohne die Sprache, die später die Ähnlichkeit herausfinden wird, blieben *a b/a-c* eingebettet in eine chaotische Ansammlung neuronaler Engramme.

Der Bewegung (Wahrnehmung, Besetzung, Wiederbesetzung) zwischen den beiden Polen Wunsch-Komplex und Wahrnehmungskomplex und deren Verzweigung in dem Freudschen Text zu folgen, würde eine eigene Untersuchung beanspruchen.

Zusammenfassung

Beide Ausgaben tendieren in den Anmerkungsapparaten zu einer Abkopplung des sogenannten frühen Freud, dem Noch-Neurologen, von dem Freud als Begründer der Psychoanalyse. Als Grund hierfür mag der Umstand gelten, daß die erste Veröffentlichung 1950 erfolgte, also dieser Text immer schon von verfestigten theoretischen Positionen – denen der Herausgeber – gelesen worden ist. Im Unterschied zu Tendenzen des Anmerkungsapparates beider und der editorischen Einleitung der Ausgabe von 1987 setze ich folgende Akzente:

1. Im *Entwurf* ist eine Antizipation der psychoanalytischen Behandlungstechnik enthalten.
2. Der *Entwurf* ist nicht von Sexualität gereinigt im Sinne einer angemerkten ungunstigen Trennung zwischen Theorie und sexueller Erfahrung.
3. Die Erkenntnis der infantilen Sexualität unter grundlegender Bedeutung unbewußter Triebimpulse haben nicht das im *Entwurf* gültige Konzept der Vorzeitigkeit bzw. Nachträglichkeit abgelöst.
4. Im *Entwurf* erschöpft sich die Rolle der Sprache nicht im psychischen Geschehen, sondern deren Bedeutung ist grundlegend für die Entstehung des Psychischen.

Die Ausgabe von 1987 ist jener von 1950 überlegen. Die Überlegenheit besteht in der getreulichen Wiedergabe des Manuskriptes bzw. der von Freud verwendeten Abkürzungen, ohne sie mit Ausschreibungen zu ergänzen. Dies hat Effekt: Freuds Ansätze einer Formalisierung des Psychischen erfahren dermaßen eine Betonung.

Allerdings dürfte das nicht in der Absicht der Herausgeberinnen gelegen haben, da in beiden Ausgaben dieser Ansatz Freuds überhaupt keine Berücksichtigung gefunden hat. Freud arbeitet im *Entwurf* durchaus mit mathematischen Gleichungen und deren graphischer Darstellung. So will ich denn schließen mit einem Zitat von Jacques Riguet aus seiner Arbeit *Freud und Peano wiederlesen*, was ich dieser Zeitschrift (Heft 18, 23) entnehme: „Die Logik eher als die Linguistik kann uns bei dem Versuch behilflich sein, [. . .] zu erfassen, was, wie es zumindest den Anschein hat, bruchstückhaft aus den unergründlichen Tiefen des Psychismus sprudelt.“

-
- 1 Ich verweise auf Anhang B der Ausgabe im Nachtragsband: *Die Natur von Q* (480 ff.): „Worum es uns geht, ist $Q\frac{1}{2}$ – ein Q mit besonderer Verbindung zum Nervensystem (wie Freud am Ende des ‚ersten Hauptsatzes‘ explizit feststellt).“ (481)
 - 2 Bei Gelegenheit dieser Formulierung verweise ich auf meine Teilnahme an Veranstaltungen der *Sigmund-Freud-Schule Berlin* (1978–1987), auf die manche in dieser Arbeit enthaltenen Gedanken rekurrieren. Dieser summarische Verweis muß genügen. Im einzelnen kann ich nachträglich den Bezug nicht mehr herstellen.
 - 3 NICK HERBERT: *Quantenrealität. Jenseits der neuen Physik*, aus dem Englischen von TRAUDE WESS, München: Goldmann-Verlag 1990.
 - 4 JACQUES LACAN: *Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse, Seminar II*, übersetzt von HANS-JOACHIM METZGER, Olten/Freiburg: Walter (jetzt Weinheim/Berlin: Quadriga) 1980.



Herausgeber: Wissenschaftliches Zentrum II
für Psychoanalyse, Psychotherapie und
psychosoziale Forschung der
Gesamthochschule Kassel,
Gottschalkstr. 26, Postfach 101380,
D 3500 Kassel

Die letzt erschienenen Hefte:

- 26 Freud und Leid - Die Psychoanalyse im
sozialen Feld (Mai 88)
27/28 Krieg und Medien I: Simulationen des
Schreckens (Psychoanalyse-Literatur-
Literaturwissenschaft VI) (Aug. 88)
29/30 Religion-Mythos-Illusion. Die Vision
der Erlösung und der Entzug der Bilder
(März 89)
31 Schnittstelle Körper. Versuche über
Psyche und Soma (Oktober 89)
32/33 Von der Liebe zur Nation. Zur Politik
kollektiver Identifizierung (Juni 90)
34 X/Y Zwiespalt der Geschlechter
(Dez. 90)

In Vorbereitung: 37 Psychoanalytische
Psychosentheorie

Bitte fordern Sie unser ausführliches
Prospekt zu allen noch erhältlichen
Nummern an. Bezahlen können Sie
Fragmente über den Buchhandel oder den
Verlag Jenior & Pressler. (ISSN 0720-5813)

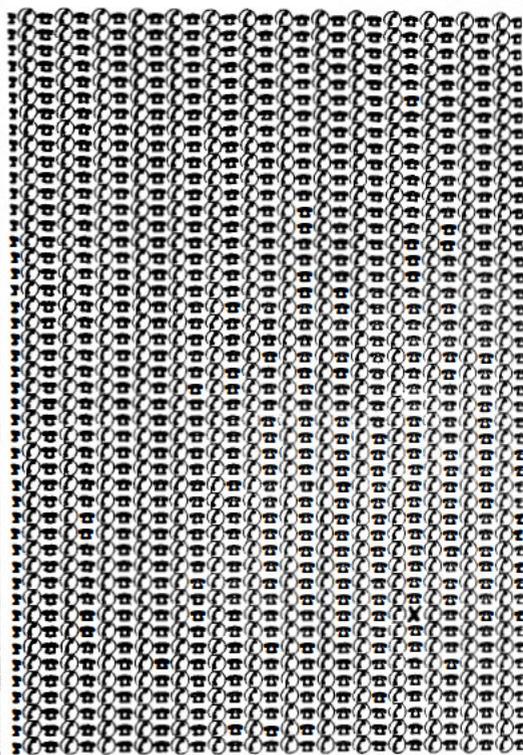
Fragmente-Preise (ab Nr. 23/24):
Einzelheft DM 17,-/ Doppelheft DM 28,-
(für Studenten bei Direktbestellung und mit
Nachweis: DM 9,50/DM 17,-)

Abonnement: DM 40,- pro Jahrgang (Stud.
DM 20,-) (Abo-Beginn auch rückwirkend).

35/36 aus dem Inhalt: M.WETZEL Im Laby-
rinth des Ohres U.SONNEMANN Das sedierte
Sensorium J.PRASSE "Wenn jemand spricht,
wird es heller." KÜCHENHOFF/WARSITZ Zur
Anatomie des dritten Ohres B.SIEGERT Ge-
hörgänge ins Jenseits R.MEYER- LKUS
Canetti über akustische Masken J.TRABANT
Sprache und Hörigkeit des Menschen
D.CHARLES Hommage an Demetrio Stratos
R.SCHWENDETER Die Unmöglichkeit zu tele-
fonieren M.FEULING Fort/Da - Psycho-Lo-
gik und Computer-Logik G.C.THOLEN
Platzverweis LÖCHEL/TIETEL Wer evoziert
wen? PFLÖGER /SCHURZ Die Aufgabe der
Therapie B.BEUSCHER "Hacker" W.HAGEN
Rechner Krieg und Rauschen **Lektüren:**
U.Ende itz "Reichtum und Religion"
(Bindseil), M.Foucault, die Psychologie und
die Identität (Stingelin), P.Utz "Das Auge
und das Ohr im Text" (Wetzels),
Decker/Weibel "Vom Verschwinden der
Ferne" (Wetzels), und weitere Beiträge.
ISBN 3 - 88122 - 621 4

Schriftenreihe zur Psychoanalyse

FRAG·MENTE



UNTERBROCHENE
VERBINDUNGEN

I. Stimme und Ohr
II. Computer und Psyche

Die
ZEITSCHRIFT
für
PSYCHOANALYSE
und
GESELLSCHAFTSKRITIK

WERKBLATT

128 Seiten
2x im Jahr
öS.: 90,- / Heft
Abo: 150,-
ab 1.4.91:
öS 110,- / Heft
Abo: 190,-

Bestellungen bitte an:
WERKSTATT
Mühlbacherhofweg 5
A 5020 Salzburg



DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

HRSG. VON NORBERT HAAS UND VRENI HAAS

HEFT 1 J. Lacan: Beim Lesen Freuds · L. Mai: Sprache und Sprechen in der Psychoanalyse · Ch. Schrübbers: Aus der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung.
HEFT 2 Zur Theorie der Lehranalyse · L. Israel: Übermittlung und/oder Lehre. ■ ■
HEFT 3 F. A. Kittler: Lullaby of Birdland · J. Hörisch: Wagner mit Homer · D. Otto: Die Diskretion und die Identität in Gottfried Kellers „Sinngedicht“. ■ ■
HEFT 4 H. J. Metzger: Play it again, Sam! R. St. Zons: Literaturgeschichte am Leitfaden des Leibes · Zur Theorie der Lehranalyse II. ■ ■ HEFT 5/6 VERGRIFFEN.
■ ■ HEFT 7 VERGRIFFEN. ■ ■ HEFT 8 VERGRIFFEN. ■ ■ HEFT 9 VERGRIFFEN. ■ ■ HEFT 10 L. Mai: Zu den vier Diskursmathemen · N. Haas: Exposé zu Lacans Diskursmathemen, Teil I: Die Plätze · J. Prasse: Der blöde Signifikant und die Schrift – Stilfragen, 2. Teil · S. Zizek: Die Mißverständnisse des Metonymismus. ■ ■ HEFT 11/12 Cl. Lévi Strauss: Ein kleines mythisch-literarisches Rätsel · Eine „Lacansche“ Psychose · L. Mai: Affekt und Effekt beim Zwangsneurotiker · F. Kittler: Flechsig/Schreber/Freud · H. J. Metzger: Editorial · Satzung der Sigmund-Freud Schule Berlin · Rezensionen zu Abraham/Torok. ■ ■ HEFT 13 Das Begehren zu schlafen. Eine Antwort Lacans · N. Haas: Antworten an Poinçon · R. Stalder: Schrift und Schreiben · R. Nägele: Nietzsches Hexentrunk: Ressentiment, Identität und Verneinung · N. Haas: Entere Gründe · B. Schlossman: Lesen am Rande des Augustinischen Textes · Miles Davis im Gespräch mit Howard Mandel. ■ ■ HEFT 14 J. Lacan: Vorschlag vom 9. Oktober 1967 (Auszug) · N. Haas: Der Szientismus Freuds · D. Hombach: Freuds Traum · W. Seitter: Die Königin als Ausweg aus der vaterlosen Gesellschaft · H. v. Helmholtz: Robert Mayers Priorität. ■ ■ HEFT 15 N. Haas: Laurence Bataille · L. Bataille: Das Begehren des Analytikers und das Begehren, Analytiker zu sein · Jacques-Alain Miller/François Ansermet: Gespräch · P. Warsitz: Gestalt und Struktur. ■ ■ HEFT 16 G. Gould: Rat an eine Abschlussklasse · A. L. Stern: Wo Es War: Weiss. Ein Dunkel · N. Haas: Zum Unternehmen der Technik · R. Nägele: Offenbare Geheimnisse · H. Gallas: Kleists „Penthesilea“ und Lacans vier Diskurse · A. W. M. Mooi: Der symbolische Vater ■ ■ HEFT 17 V. Haas: Astrid Lindgren. A. Lindgren: Das grenzenloseste aller Abenteuer · H.-J. Rheinberger: Organismus und Organisation · D. v. Hoff: Marguerite Duras: eine „filmende Schriftstellerin“ · J. Périn: Les Portes/Die Türen... · N. Haas: Pariser Romanze · R. Krokowski: Das „g-a-h Motiv“. Notiz über das Verhältnis von Arbitrarität und Fixierung · H.-J. Metzger: Den Analytikern ins Stammbuch geschrieben ■ ■ HEFT 18 N. Haas: Zu diesem Heft · A. Birnbaum: Über den Wunsch, das letzte Wort in der Geschichte zu behalten... Sur l'envie de garder le dernier mot dans l'histoire... · D. Otto: Peter Handke beim Vorlesen und Sprechen · J. Riguët: Freud und Peano wiederlesen · D. Hombach: Zur Logik selbstorganisierter Systeme ■ ■

SONDERHEFT 1 LACAN LESEN – EIN SYMPOSIUM mit Beiträgen von M. Frank, F. Kaltenbeck, N. Haas, L. Mai, P. Müller, J. Prasse sowie Protokollen der Arbeitsgruppen: Psychoanalyse und Hermeneutik, Lacans Darstellung und Kritik der Dora-Analyse von Freud, Übersetzung, Psychoanalyse und Institution.

DER WUNDERBLOCK erscheint unregelmäßig. Das Einzelheft kostet DM 15,-, das Sonderheft (144 S.) DM 24,-; ein Abonnement von vier Heften DM 55,-, inklusive Versandkosten. Bestellungen nehmen der Verlag DER WUNDERBLOCK, 1000 Berlin 31, Konstanzer Str. 11, und alle Buchhandlungen entgegen. Eine Kündigung ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Heftes möglich. Alle Zahlungen bitte erst nach Rechnungsstellung. Adressenänderungen bitten wir dem Verlag schnellstens mitzuteilen.

Ich bestelle: Ex. der Sondernummer LACAN LESEN
..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK
..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK
..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK
Ich abonniere den WUNDERBLOCK ab Heft

Bei der Bestellung eines Abonnements direkt beim Verlag weisen wir darauf hin, daß der Besteller das Recht zum Widerruf der Bestellung durch schriftliche Erklärung an dem Verlag DER WUNDERBLOCK, 1000 Berlin 31, Konstanzer Straße 11, hat und daß zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Die Kündigung des Abonnements ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Heftes möglich.

Datum, Unterschrift

Zahlung nach Rechnungsstellung

Ich bestelle: Ex. der Sondernummer LACAN LESEN
..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK
..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK
..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK
Ich abonniere den WUNDERBLOCK ab Heft

Bei der Bestellung eines Abonnements direkt beim Verlag weisen wir darauf hin, daß der Besteller das Recht zum Widerruf der Bestellung durch schriftliche Erklärung an dem Verlag DER WUNDERBLOCK, 1000 Berlin 31, Konstanzer Straße 11, hat und daß zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Die Kündigung des Abonnements ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Heftes möglich.

Datum, Unterschrift

Zahlung nach Rechnungsstellung